



POTSDAMER STUDIEN ZUR FRAUEN- UND GESCHLECHTERFORSCHUNG

Inhalt Heft 1/1999 (3. Jahrgang)

**Welche Zukunft?
Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung
in den Disziplinen**

Inhalt

Redaktionelle Notiz	3
<i>Sabine Hark</i> Normale Wissenschaft? Frauen- und Geschlechterforschung im Kanon des wissenschaftlichen Wissens	5
<i>Irene Dölling</i> »Geschlecht« — eine analytische Kategorie mit Perspektive in den Sozialwissenschaften?	17
<i>Anja Bandau</i> Gender — Race — Sexuality. Identitätskategorien im Verhältnis	27
<i>Birgit Sauer</i> »Bringing gender back in.« Konturen politikwissenschaftlicher Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum	36
<i>Judith Klinger</i> Ferne Welten, fremde Geschlechter Gender Studies in der germanistischen Mediaevistik	47

Andrea Kinsky-Ehritt

Zwischen Essentialismus und postmodernem (De)Konstruktivismus: Zu Konzepten von ›Gender‹ in der englischen und angloamerikanischen feministischen Theoriedebatte _____ 62

Susanne Thiemann

Frauen- und Geschlechterforschung in der Romanistik _____ 75

Elke Liebs

Frauengestalten der Bibel in der Weltliteratur _____ 86

Rezensionen

Hartmann/Holzkamp/Lähnemann/Meißner/Mücke (Hg.): Lebensformen und Sexualität: Herrschaftskritische Analysen und pädagogische Perspektiven. __ 92

Petra Clemens: Die aus der Tuchbude. Alltag und Lebensgeschichten Forster Textilarbeiterinnen. _____ 95

Breidenstein, Georg und Helga Kelle: Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur. _____ 96

Barbara Rendtorff: Geschlecht und différence — Die Sexuierung des Wissens. Eine Einführung. _____ 99

Barbara Holland-Cunz: Feministische Demokratietheorie. Thesen zu einem Projekt. _____ 101

Michael Meuser: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. _____ 105

Bisher erschienene Hefte _____ 109

Redaktionelle Notiz

Das Schwerpunktthema dieses Heftes der Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung ist Zukunft: Die Zukunft der Frauen- und Geschlechterforschung in den Disziplinen und vor allem die Zukunft der Kategorie »Geschlecht« für die Produktion wissenschaftlichen Wissens. Die Texte entstanden im weiteren Kontext der Arbeit von Potsdamer WissenschaftlerInnen an einem als »transdisziplinär« projektierten Nebenfachstudiengang zu »Frauen- und Geschlechterstudien«. Im Verlauf unserer Diskussionen wurde ein ums andere Mal deutlich, wie unterschiedlich das jeweilige Verständnis von »Geschlecht« und »Geschlechterforschung« qua disziplinärer Herkunft ist. Nach einer intensiven Auseinandersetzung mit Konzepten von »Transdisziplinarität«, dokumentiert in Heft 2/1998 der Potsdamer Studien, wollten wir nun genauer wissen, wie das Verhältnis von »Geschlecht« und »Disziplin« ist, welchen Status »Geschlecht« für die disziplinäre Wissensproduktion hat, ob es deren Fundament und/oder Horizont ist bzw. sein sollte, und wie »Geschlecht« in den einzelnen Disziplinen konzipiert wird.

Herausgekommen sind Texte, in denen die Autorinnen mögliche Zukünfte skizzieren, aber auch Potentiale des bisher Gedachten ebenso wie Versäumnisse sowohl im male stream der Disziplinen als auch innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung ausloten. Herausgekommen sind jedoch vor allem Antworten, die viele Parallelen zwischen den disziplinären Diskursen aufweisen, die aber auch für uns überraschend deutliche disziplinäre Ungleichzeitigkeiten zu Tage förderten. Wo z.B. in den Sozialwissenschaften (Irene Dölling), der Politikwissenschaft (Birgit Sauer) oder in der Anglistik und Amerikanistik (Andrea Kinsky-Ehritt) ein Stand erreicht ist, auf dem einerseits eine elaborierte Theorieentwicklung zu »Geschlecht« reflektiert werden kann, wird andererseits über sehr divergente Rekonzeptualisierungen von »Geschlecht« als Kategorie nachgedacht. So plädiert Irene Dölling für die Sozialwissenschaften dafür, stärker darüber nachzudenken, ob nicht, wie es sozialkonstruktivistische Ansätze nahegelegt haben, Prozesse der Vergeschlechtlichung untersucht werden sollten, während Birgit Sauer für die Politikwissenschaft eine (erneute) Fokussierung auf Strukturen einfordert und Andrea Kinsky-Ehritt argumentiert vor dem Hintergrund komplexer kultureller und literarischer Kommunikation bewußt für einen flexiblen Begriff von *gender*. Während beispielsweise in der Soziologie im Kontext einer vergleichsweise weitgehenden akademischen Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung Fragen nach der Normalisierung feministischen Wissens (Sabine Hark) gestellt werden, und in den Kulturwissenschaften vor dem Hintergrund komplexer theoretischer Diskurse nicht nur zu *gender*, sondern auch zu *race*, *class* und *sexuality* Fragen nach der analytischen Durchdringung — und damit tendenziellen Dezentrierung — von *gender* mit diesen anderen Perspektiven in den Vordergrund rücken

(Anja Bandau), geht es etwa in der Romanistik (Susanne Thiemann) noch verstärkt darum, »Geschlecht« als Forschungsperspektive überhaupt plausibel zu machen.

Aber auch der Blick in die umgekehrte Richtung, nämlich welchen Beitrag eine disziplinäre Perspektive für die Produktion von Wissen über »Geschlecht« liefern kann, lieferte Erhellendes: So zeigt Judith Klinger (Mediävistik), wie »postmoderne« Geschlechtertheorie und »prämoderne« Geschlechterwelten in einen spannungsreichen und innovativen Dialog gebracht werden können.

Einen zwischen verschiedenen Schreibstrategien und theoretischen Perspektiven nomadisierenden Zugang zum Thema wählt Elke Liebs (Germanistik). In einer dichten Lektüre intertextueller Spuren und Knotenpunkte zu »Frauengestalten der Bibel in der Weltliteratur« versucht sie den »doppelten Ort« der Frau in Kultur und Kulturwissenschaft zu fassen.

Mit diesem Beitrag erinnern wir auch an die kürzlich verstorbene Schriftstellerin Grete Weil.

Ein Fazit aus der Arbeit an diesem Schwerpunkt ist daher sicherlich die Erkenntnis, wie sehr feministische Wissensproduktion vom jeweiligen (fach-)kulturellen und wissenschaftlichen Gedächtnis der Disziplinen ebenso wie von deren theoretischen und institutionellen Formierungen konfiguriert ist. Sandra Hardings Mitte der achtziger Jahre formuliertes Plädoyer, vorläufig auf ein gemeinsames theoretisches und wissenschaftliches Paradigma, dessen begriffliche und methodologische Annahmen wir alle akzeptieren könnten, zu verzichten, hat insofern so lange nicht an Gültigkeit verloren, wie wir uns über diese Konfigurationen und die jeweils damit verbundenen Möglichkeiten und Grenzen unterschiedlicher disziplinärer Wissensproduktion nicht immer wieder aufs Neue verständigt haben.

Neu in den Potsdamer Studien ist der Rezensionsteil, auf den wir an dieser Stelle hinweisen wollen.

Mit diesem Heft sind die Potsdamer Studien in die herausgeberische Verantwortung des Vereins Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung e.V. übergegangen. Informationen zum Verein sowie den bisher erschienenen Heften finden sich am Ende des Heftes.

Für die Redaktion

Sabine Hark

Sabine Hark

Normale Wissenschaft? Frauen- und Geschlechterforschung im Kanon des wissenschaftlichen Wissens

Integrative Desintegration: Zwei Erzählungen

»Wie männlich ist die Wissenschaft?« fragten 1986 Karin Hausen und Helga Nowotny im gleichnamigen Sammelband, um ein vorläufiges Fazit der Kämpfe von Frauen um den Zutritt zur Wissenschaft als Subjekte der Wissenschaft zu versuchen. War im Deutschland der letzten Jahrhundertwende die klare Vorstellung von »der faktischen und häufig auch für notwendig gehaltenen Männlichkeit der Wissenschaft«, die die soziale Schließung und Monopolisierung der akademischen Ausbildung und Lehre legitimierte (Hausen 1986, 38), hegemonialer Konsens, so ist hundert Jahre nach dem wissenschaftlichen Aufbruch der Frauen Bewegung ins beharrliche Spiel der Männer gekommen. An der Wende zum nächsten Jahrtausend sind Frauen nicht nur Subjekt der Erkenntnis, sie haben auch die dichotom organisierten vergeschlechtlichten Fundierungen von Erkenntnisstrukturen in der modernen Wissensproduktion aufgedeckt und eigene, radikale Weisen der Erkenntnisgewinnung generiert.¹ — Eine Erfolgsstory also?

Gemessen an der Kürze der Zeit, die Frauen als Forschende und Lehrende am organisationalen und Wissen produzierenden Geschehen in akademischen Institutionen partizipieren, ist man versucht, diese Frage eindeutig zu bejahen: Wohl selten hat eine politische Bewegung das Projekt der Dezentrierung dominanter Wissensproduktion so radikal und — in Grenzen — auch erfolgreich betrieben wie die feministische Bewegung. Keiner anderen sozialen Bewegung in der Bundesrepublik ist es vergleichbar gut gelungen, sich derart in Form von Professuren, Zentren, interdisziplinären Einrichtungen, berufspolitischen Vereinigungen und neuerdings auch eigenständigen Studiengängen zu etablieren, schier unüberschaubar ist die Zahl der Publikationen und wissenschaftlichen Zeitschriften. War es vor zwanzig Jahren noch schwer, auch nur einen halben Meter im Bücherregal mit feministischen wissenschaftlichen Publikationen zu füllen, so hat sich die internationale Produktion heute in einem Maße nicht nur quantitativ, sondern auch qua Disziplinen thematisch und theoretisch ausdifferenziert, daß schon lange keine mehr Generalistin in Sachen Frauen- und Geschlechterforschung sein kann.

Aber die Geschichte läßt sich auch anders erzählen: Von der Selbstverständlichkeit, »Wissenschaft als Beruf« (Max Weber) dauerhaft ausüben zu können, sind Wissenschaftlerinnen statistisch gesehen gegenwärtig

¹ Für einen theoretisch fundierten Überblick zu feministischer Wissenschaftstheorie vgl. Scheich 1996.

noch ebensoweit entfernt² wie feministische Theorie vom Status einer eigenständigen Theorie — und letzteres gilt jenseits der Erwägungen, ob dies überhaupt ein theoretisch wie politisch produktives Unterfangen ist. Ausgestattet mit vergleichsweise wenig wissenschaftlichem Kapital — als einer Form symbolischen Kapitals, das immer aus Akten des Erkennens und Anerkennens entsteht — haben feministische Wissenschaftlerinnen selten genügend akademische Autorität, »nicht nur die Regeln des Spiels festzulegen, sondern auch die Regelmäßigkeiten des Spiels, die Gesetze etwa ... die bestimmen, welche Forschungsgegenstände von Bedeutung sind, die darüber entscheiden, ob etwas als außergewöhnlich oder überholt gilt ...« (Bourdieu 1998a, 23f.). Nüchtern läßt sich vermerken, daß im wissenschaftlichen Feld, das, wie jedes Feld, ein »Feld der Kämpfe um die Bewahrung oder Veränderung dieses Kräftefeldes« ist (ebd., 20), die extensiven Entwicklungen im Bereich Frauen- und Geschlechterforschung das Herz der Disziplinen nur wenig aus dem Rhythmus gebracht haben. Im Gegenteil: Zwar hat eine Haltung wohlmeinender Toleranz in weiten Teilen die Haltung vollständiger Ignoranz abgelöst, aber von einer Durchdringung der jeweiligen disziplinären Perspektiven, mit anderen Worten von einer genuinen Berücksichtigung von Fragen der Vergeschlechtlichung in politischen, sozialen, kulturellen, individuellen oder technologischen und naturwissenschaftlichen Prozessen ist die Mehrzahl der Disziplinen noch weit entfernt — auch wenn hier zwischen den einzelnen Disziplinen erhebliche Differenzen feststellbar sind.³

Die geschlechtlich kodierte Dichotomie von Universalem/Partikularem wird mithin im akademischen Feld mühelos reproduziert statt transformiert; in einer aufs Ganze gesehen nahezu reibungslos funktionierenden geschlechtlichen Arbeitsteilung bestellen männliche Wissenschaftler das Allgemeine der jeweiligen Disziplin, während Frauen- und GeschlechterforscherInnen den »Sonderfall« Geschlecht bearbeiten.⁴ Was feministische Soziologinnen auf der organisationssoziologischen Ebene im Hinblick auf die Integration von Frauen

² Vgl. Lucke, Doris 1999: Männer, Frauen und die Soziologie. Zur halbierten Emanzipation einer aufklärerischen Disziplin. In: *Soziologie* 2/99, 23-45. Lucke referiert u.a. ein Ergebnis statistischer Berechnungen, nach denen es noch bis zum Jahr 2312 dauern wird, bis die vollständige Gleichstellung von Frauen an deutschen Hochschulen auf allen Hierarchieebenen erreicht ist (ebd., 43).

³ »Aber es gibt doch nun einmal Männer und Frauen. Warum muß man dann noch darüber nachdenken?« In einem feministischen Theorie-Seminar von einem Studierenden geäußert, könnte die Behauptung der Sinnlosigkeit von Frauen- und Geschlechterforschung bzw. feministischer Theorie kaum drastischer ausfallen. Nicht ohne eine gewisse Tragik ist allerdings, daß sich diese Bemerkung in einmütiger Übereinstimmung befindet etwa mit Luhmanns Position, die Unterscheidung zwischen Männern und Frauen sei als Ausgangspunkt wissenschaftlicher Reflexion ungeeignet (vgl. Luhmann 1988).

⁴ Die wenigen männlichen Geschlechterforscher bzw. auch das im Entstehen begriffene Feld der kritischen Männerforschung haben an dieser Anordnung bisher wenig verändert. Ob langfristig durch männliche Geschlechterforscher eine Art »Gentrifizierung« der Geschlechterforschung stattfinden wird, ist derzeit noch nicht abzusehen.

in akademische Organisationen als deren paradoxe »integrative Desintegration« (Metz-Göckel 1993, 138) beschrieben haben, wiederholt sich in der Organisation des Wissens selbst: Themen und Ansätze werden zwar vereinzelt dem etablierten Wissensbestand einverleibt, meist allerdings, ohne daß eine Reflexion darauf stattfindet, was die Integration feministischer Perspektiven tatsächlich für das kanonisierte Wissen bedeutet. Der von feministischen Wissenschaftlerinnen stetig betriebene Ausbau von Frauen- und Geschlechterforschung trägt so womöglich unfreiwillig eher zur Arretierung der seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts etablierten akademischen Geschlechterordnung bei, als daß diese wirkungsvoll unterlaufen würde.⁵ Denn, wie Edit Kirsch-Auwärter kommentiert, »was im Zentrum steht, wird auch über die Peripherie und aus ihr heraus bestimmt« (Kirsch-Auwärter 1996, 29).

In die »Häuser des Wissens« (Jürgen Mittelstraß) ist Frauen- und Geschlechterforschung mithin als selbständige und akzeptierte Stimme längst noch nicht eingezogen. Eingespannt in eine Situation, in der sie an einem Ort als Zeichen von Innovation und Exzellenz gelten kann, während sie anderenorts um die Anerkennung ihrer Sinnhaftigkeit und Berechtigung kämpft, taugen einfache Gleichungen kaum noch: Weder ist Frauen- und Geschlechterforschung nur marginalisiert und ausgegrenzt, noch ist sie, trotz der Tendenzen eines Vorrückens »in die Mitte«⁶, eine normale, selbstverständlich berücksichtigte und gehörte Stimme im Kanon des wissenschaftlichen Wissens geworden. Ungleichzeitigkeiten und Paradoxien bestimmen den Rhythmus. Intern ist eine komplexe Ausdifferenzierung von Theorien, Methoden, Herangehensweisen und empirischen Gegenständen zu konstatieren, während im Feld des wissenschaftlichen Wissens insgesamt die Bilanz der Dezentrierung hegemonialen Wissens sehr widersprüchlich ausfällt. Was Georg Simmel für die Anfänge der Disziplinwerdung der Soziologie konstatierte, nämlich daß ihr Anspruch »auf den Titel einer Wissenschaft keineswegs unbestritten ist; und daß, wo ihr dieser selbst zugestanden wird, über ihren Inhalt und ihre Ziele sich ein Chaos von Meinungen ausbreitet, deren Widersprüche und Unklarheiten den Zweifel, ob man es hier überhaupt mit einer wissenschaftlich berechtigten Fragestellung zu tun hat, immer von neuem nähren« (Simmel 1917, 5), läßt sich ohne große Umstände auf den gegenwärtigen Stand der Dinge in Sachen wissenschaftlicher Anerkennung von Frauen- und Geschlechterforschung übertragen.

⁵ Welch entscheidende Rolle »Geschlecht« für die Ausdifferenzierung der modernen humanwissenschaftlichen Disziplinen, für deren innere Logik und ihre Wechselwirkungen spielte, zeigt Claudia Honegger in ihrer Studie *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib*. Frankfurt 1991

⁶ Vgl. hierzu Dölling, /Hark 1999.

Paradoxa: Momente institutioneller Normalisierung

Momente der institutionellen Normalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung, wie Thomas Kuhn (1976) sie insgesamt für »normale Wissenschaft« beschrieben hat, sind dennoch unübersehbar. Normale Wissenschaft, schreibt Kuhn, bezeichne eine Forschung, »die fest auf einer oder mehreren wissenschaftlichen Leistungen der Vergangenheit beruht, Leistungen, die von einer bestimmten wissenschaftlichen Gemeinschaft eine Zeitlang als Grundlagen für ihre weitere Arbeit anerkannt werden« (Kuhn 1976, 25). Darüber hinaus sei für den Status einer »normalen Wissenschaft« relevant, daß eine Leistung neuartig genug sein müsse, »um eine beständige Gruppe von Anhängern anzuziehen, die ihre Wissenschaft bisher auf andere Art betrieben hatten«, und gleichzeitig offen genug, um der neuen Gruppe von Fachleuten alle möglichen ungelösten Probleme zu stellen (ebd.). Leistungen, die diese Kriterien erfüllen, bezeichnet Kuhn als »Paradigmata« — und es ist, wie er weiter ausführt, das Studium eben jener Paradigmata, die für die Studierenden die wichtigste Vorbereitung für die Mitgliedschaft in einer bestimmten wissenschaftlichen Gemeinschaft darstellen [sic!] (vgl. ebd., 26).

Frauen- und Geschlechterforschung erfüllt diese Kriterien. »Geschlecht« von einem naturalisierten, lediglich innerwissenschaftliche Ordnung generierenden und garantierenden Moment in ein Objekt des Wissens transformiert zu haben, war zweifellos eine Leistung, die neuartig genug war, um bis heute eine beständige Gruppe von AnhängerInnen anzuziehen; gleichzeitig war der gewählte Problembezug (zunächst?) offen genug, daß alle möglichen und bis dahin unmöglichen Probleme gestellt werden konnten, ja, der frühe Anspruch feministischer Wissenschaft galt gar der radikalen Veränderung allen wissenschaftlichen Wissens⁷.

⁷ Ich erinnere in diesem Zusammenhang nur an eine der ersten Definitionen feministischer Wissenschaft: »Feministische Fragestellungen sind so in Forschung und Lehre einzubeziehen, daß die Frauenbefreiung gefördert wird. ... Wenn wir versuchen, feministische Fragestellungen ... in die Wissenschaft einzuführen, dann stoßen wir notwendigerweise an die Grenzen des herrschenden Wissenschaftsverständnisses, der anerkannten Forschungskonzepte und Forschungsmethoden. Das gilt insbesondere, wenn wir unsere Betroffenheit als Frauen ... an unserem Arbeitsplatz in der Praxis, in Forschung und Lehre nicht verleugnen. Wir werden daher nicht umhin können, nach neuen, unserer Zielsetzung angemessenen Forschungskonzepten, Methoden und wissenschaftstheoretischen Grundlagen zu suchen. Das beinhaltet gleichzeitig die Erarbeitung einer die Frauenfrage umfassenden Gesellschaftstheorie.« (*beiträge zur feministischen theorie und praxis*, Heft 1 »Erste Orientierungen«, 1978, 10f.)

Nichts weniger als eine Neubegründung wissenschaftlicher Praxis wird hier formuliert und zugleich der Horizont benannt, in dem diese neue Praxis angesiedelt sein soll: Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt sind identisch. Auf der Basis subjektiver Erfahrung und in enger Rückbindung an die politische Bewegung soll Wissen produziert werden, daß der Frauenbefreiung dient und die Wissenschaft selbst revolutioniert.

Allein, der inhaltliche Anspruch, »durch Wissenschaft Gerechtigkeit« zu schaffen, ist zwar eine hinreichende, aber keine zureichende Bedingung für die wirkliche Transformation eines Feldes, d.h. für die Transformation der Regeln des Spiels, setzt das doch paradoxerweise zunächst die Akzeptanz der Regeln und Einsätze in einem Feld voraus:

»Jedes soziale Feld, ob das wissenschaftliche, das künstlerische, das bürokratische oder das politische, bringt es dahin, daß die Personen, die sich in es hineinbegeben, jenes Verhältnis zum Feld entwickeln, daß ich *illusio* nenne. Sie mögen darauf aus sein, die Kräfteverhältnisse in diesem Feld umzustürzen, aber genau damit erweisen sie den Einsätzen ihre Anerkennung, sind sie nicht indifferent. In einem Feld Revolution machen zu wollen heißt, das Wesentliche anzuerkennen, das von diesem Feld stillschweigend vorausgesetzt wird, nämlich daß es wichtig ist, daß das, was dort auf dem Spiel steht, wichtig genug ist, um einem Lust auf Revolution zu machen.« (Bourdieu 1998b, 142)

Einer der hier von Bourdieu angesprochenen Einsätze im wissenschaftlichen Feld ist die Etablierung und Stabilisierung eines eigenständigen Objekts. Ein *proper object* (Judith Butler), ein angemessenes Objekt also, stellt gewissermaßen das Eintrittsbillet in das wissenschaftliche Feld dar, es schafft Existenzberechtigung, legitimiert Zugriffsweisen, die Verteilung institutioneller Ressourcen und vieles mehr. Frauen- und Geschlechterforschung hat sich nun nicht nur bemüht, ein solches Objekt zu konstruieren⁸, sie hat sich vielerorts mit diesem Gegenstand »Geschlecht« in einer Weise eingerichtet, so als sei bereits hinreichend geklärt, wie dieser Gegenstand beschaffen ist und um welche Fragen es geht.

Frauen- und Geschlechterforschung bewegt sich also in einer Spannung aus kritischen, Ordnung dezentrierenden Impulsen einerseits und, ist sie erst einmal gestiftet, Ordnung erhaltenden und normalisierenden Tendenzen andererseits. Wendy Brown hat dies als die »disziplinäre Paradoxität« von Frauen- und Geschlechterforschung bezeichnet. Um als kohärentes wissenschaftliches Feld anerkannt zu sein, muß ein kohärentes Objekt vorausgesetzt werden, auch wenn genau diese Kohärenz des Objektes durch die eigene Theorie und Politik beständig in Frage gestellt wird:

»Women's Studies as a contemporary institution ... may be politically and theoretically incoherent, as well as tacitly conservative — incoherent because by definition it circumscribes uncircumscribable ›women‹ as an object of study, and conservative because it must resist all objections to such circumscription if it is to sustain that object of study as its *raison d'être*.« (Brown 1997, 83)

Aber was genau ist eigentlich ein wissenschaftliches Objekt? Wie entsteht es? In welchem Verhältnis stehen »Objekte des Wissens« zu »analytischen Kategorien«, wissenschaftliche Gegenstände zu Erkenntnisweisen? Und wie

⁸ Für die Versuche etwa in den Sozialwissenschaften, »Geschlecht« als Strukturkategorie zu etablieren, vgl. den Beitrag von Irene Dölling in diesem Heft.

wissen wir, was wir wissen? Katie King hat in diesem Zusammenhang auf die Herstellung von Objekten, in dem was sie »Konversationen« nennt, hingewiesen: »In order to know something we first have to make it; or maybe better: we produce the things we know, that's how we come to know them« (King 1994, xv).

Wissenschaftliche Objekte sind also in hohem Maße Produkt sozialer Handlungen von Akteuren in einem bestimmten Feld, eben dem wissenschaftlichen, die aber in ebenso hohem Maße Naturalisierungsprozessen ausgesetzt sind, was heißt, daß die wissenschaftlichen Objekte für die Wirklichkeit selbst gehalten werden⁹. Die Aufgabe bestünde daher darin, die »grundlegende historische Kontingenz aller Wissensansprüche und Wissenssubjekte in Rechnung« zu stellen, mithin eine »kritische Praxis zur Wahrnehmung unserer eigenen bedeutungserzeugenden semiotischen Technologien« zu entwickeln und zugleich an dem Anspruch festzuhalten, adäquatere Darstellungen von Welt zu produzieren (vgl. Haraway 1996, 222f.).

Um in diesem Sinne eine größtmögliche epistemologische Offenheit zu gewährleisten, ohne den Anspruch auf »Wahrheit« aufgeben zu müssen, hat Sandra Harding daher bereits früh dafür plädiert, vorläufig auf ein gemeinsames Paradigma zu verzichten:

»Es wäre für den Feminismus geschichtlich verfrüht und illusionär, wollte er zu diesem Zeitpunkt ein theoretisches und wissenschaftliches Paradigma ausarbeiten, dessen begriffliche und methodologische Annahmen wir alle akzeptieren könnten oder würden. Zu diesem geschichtlichen Zeitpunkt sollten die analytischen Kategorien im Feminismus instabil sein.« (Harding 1990 [1986], 266)

Zwar ist dieses Plädoyer bereits über zehn Jahre alt, aber vor dem Hintergrund dessen, was im feministischen wissenschaftlichen Wissen über die problematischen Effekte von Fundierungen, Identitäten, Grenzen und deren normalisierenden Wirkungen bereits gedacht worden ist, hat es an Aktualität nach meinem Dafürhalten nichts eingebüßt. In Frage steht daher, ob der geschichtliche Zeitpunkt je kommen sollte, an dem die analytischen Kategorien im Feminismus stabil sein sollten. Warum? Nimmt man den Gedanken ernst, daß die wissenschaftliche Tätigkeit eine soziale Tätigkeit und die wissenschaftliche Konstruktion der Realität auch eine soziale Konstruktion der Realität ist (vgl. Bourdieu 1998b, 88), wäre es zwar reduktionistisch und in

⁹ Latour und Woolgar schreiben: »Before long, more and more reality is attributed to the object and less and less to the statement about the object. Consequently, an inversion takes place: the object becomes the reason why the statement was formulated in the first place.« (Latour/Woolgar 1979, 90). Bourdieu teilt zwar nicht das *strong program* der Latour/Woolgarschen Wissenschaftssoziologie, fordert aber auch auf zum Bruch gegenüber der »Naivität ersten Grades, die darin besteht, die ideale oder idealisierte Selbstdarstellung der symbolischen Mächte (Staat, Recht, Kunst, Wissenschaft) zu akzeptieren« (Bourdieu 1998b, 86).

einem nachhaltigen Sinne banal, zu behaupten, daß es sich dann eben auch »nur« um rhetorische Konstruktionen handelt; dennoch ist aber auch die Frauen- und Geschlechterforschung aufgefordert, die Differenz zwischen Gedachtem und Denkbarem, Konstruktion und Realität nicht aus dem Blick zu verlieren. Die in Realität eingelassenen Vorstellungen von Normalität, ja, die qua hegemonialer Anordnungen oft gegebene Deckungsgleichheit von Realität mit Normalität wird so womöglich eher repliziert als aufgebrochen.

Begreift man Normalisierung als komplexen gesellschaftlichen Prozeß, in dem Ein- und Ausschluß-Mechanismen nicht nur durch praktische Einübung, sondern auch durch bestimmte Wissensformen und mit diesen Wissensformen verbundenen Weisen der Subjektformierung erzeugt und differentiell reproduziert werden, so hat auch die feministische Wissensproduktion Teil an diesem Prozeß, denn auch sie erzeugt mit ihrem Wissen Weisen der Subjektformierung, die Ein- und Ausschluß organisieren. Teil des Wissenskanons zu werden, bedeutet mithin auch, Teil der Normalisierungsapparate moderner Gesellschaften zu werden, weshalb auch die Frauen- und Geschlechterforschung ihre normalisierenden Wirkungen reflektieren sollte.¹⁰

Die Wissenschaftsfrage im Feminismus revisited

Vor dem skizzierten Hintergrund der widersprüchlichen Situierung von Frauen- und Geschlechterforschung im Kanon des akademischen Wissens stellt sich damit erneut die Wissenschaftsfrage im Feminismus.

Ist Integration und Anerkennung, die — so wie derzeit (noch) wissenschaftliches Wissen organisiert ist —, nur in der Form der Disziplinwerdung bzw. als gewissermaßen territoriale Eigenständigkeit zu erreichen ist, überhaupt das Ziel? Was verbindet sich mit dem Begehren auf den »Titel einer Wissenschaft« (Georg Simmel), mithin danach, eine »abgeschlossene diskursive Formation« (Michel Foucault) zu werden? Bedeutet das doch — gemäß den derzeit gültigen Spielregeln — nichts anderes, als in der Lage zu sein, eigene Grenzen zu ziehen, Schranken um ein »Inneres« herum zu errichten, von dem aus gültige Aussagen gemacht werden können, um das »Außen« auf Distanz zu halten und dessen Erzählpunkte als irrelevant zu verwerfen.¹¹ Wenn es das Ziel von Frauen- und Geschlechterforschung war und (womöglich immer noch) ist, einen Beitrag zu leisten zur Destabilisierung hegemonialer Geschlechterordnungen, wenn wir darüber hinaus die Einschätzung teilen, daß die Entwicklung einer feministischen akademischen Gegenkultur zwar politisch notwendig war, um überhaupt neues, anderes Wissen

¹⁰ Zur Funktion von Wissenschaft in Normalisierungsgesellschaften vgl. Sohn, Werner/Mehrtens, Herbert (Hg.) 1999: *Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*. Opladen, i.E.

¹¹ Vgl. Foucault 1973. Siehe hierzu auch Bauman 1995

generieren zu können, aber diese Gegenkultur auch widersprüchliche Effekte der unfreiwilligen Affirmation bestehender Hierarchien zeitigte¹², dann sollten wir die Wissenschaftsfrage im Feminismus nicht als beantwortet betrachten, sondern als ständig neu zu formulierende Frage verstehen.

Insofern die Diagnose zutreffend ist, daß Frauen- und Geschlechterforschung einerseits stärker »in die Mitte« gerückt ist, andererseits der Ort der Marginalität, von dem aus sicher der angestammte Wissenskanon herausgefordert wird, vor dem Hintergrund der skizzierten Paradoxien nicht länger umstandslos als genuin kritischer Ort behauptet werden kann, stellt sich die Frage, welche Anforderungen künftig an die Produktion feministischen wissenschaftlichen Wissens gestellt werden sollten. Unter welchen Bedingungen kann der herrschaftskritische Anspruch feministischer Theorie aufrecht erhalten bzw. reformuliert werden? Welche Fähigkeiten brauchen feministische Wissenschaftlerinnen, um sich sowohl gegenüber den zunehmend identitäts- und tauschlogisch organisierten Weisen der Produktion wissenschaftlichen Wissens¹³ als auch gegenüber der Integration in eine auf die Reproduktion geschlechtlicher und anderer Hierarchien hin angelegte institutionelle Ökonomie »zirkulärer Proliferation« von Macht, Reputation und Ressourcen (Lorber 1994, 236f.), dissident verhalten zu können? Kurzum: Wenn das Ziel, wie Donna Haraway schreibt, »bessere Darstellungen der Welt« (Haraway 1996, 235) sind, wie könnten dann Epistemologien aussehen, die an diesem Anspruch der Objektivität festhalten und sich dennoch einem fortwährenden Prozeß der kritischen Intervention und der »machtetpfindlichen Konversation« (Katie King) aussetzen?

Um auf diese Frage nur einen Aspekt zu skizzieren: Leitendes Prinzip einer solchen sich »machtetpfindlich« verstehenden wissenschaftlichen Praxis wäre m.E. vor allem die beständige Reflexion auf die künstlich gezogenen und kontingenten Grenzen und die damit verbundenen Ausschlüsse:

»Im Erinnern an Prämissen und Folgen der getroffenen Entscheidungen die Spuren des Ausgegrenzten festzuhalten, deckt organisationale Beschränkungen

¹² So auch Kirsch-Auwärter: »Emanzipatorische Praxis wurde unfreiwillig affirmativ. Gegenparadoxien wurden offensichtlich: auch widerständige Repräsentationen können noch ausgrenzende, hegemoniale Instrumente sein; Objektivierungen, die für das institutionelle Geschehen konstitutiv sind, können nur durch ebenfalls institutionalisierte korrektive Verfahren eingeholt werden; nur die Partizipation kann transformativ wirken. ... Machtvolle Beharrungstendenzen spiegelten sich auch im Inneren der Gegenkultur selber: Kreative Energien blieben defensiv gebunden und selbstkritische Impulse, von denen die Weiterentwicklung und Stärkung der gegenkulturellen Dynamik maßgeblich abhängt, wurden verdrängt. Erst die im Inneren der Marginalität aufbrechenden Konflikte ermöglichten weitere Differenzierungen der Gegenkultur und wurden Anlaß für eine überaus fruchtbare Radikalisierung der theoretischen Kritik. Aus der Marginalität heraus begannen sich neue Bewegungsimpulse bemerkbar zu machen und andere Wege konnten erprobt werden.« (Kirsch-Auwärter 1996, 34)

¹³ Vgl. hierzu etwa Wiegman 1997 sowie Knapp 1998.

auf und ermöglicht institutionelles Lernen. Kritischer Maßstab zur Bewertung einer transformativen Beteiligung bleibt jedoch die Möglichkeit, eigene Macht zur Ermächtigung anderer einzusetzen und ausgrenzenden Herrschaftsformen die Gefolgschaft zu verweigern, d.h. eine Form der Herrschaftsabsage zu praktizieren, in der sich Subjektivitäten behaupten können.« (Kirsch-Auwärter 1996, 41f.)

Eine solche Orientierung könnte entscheidend sein für die zukünftige herrschaftskritische Fundierung der Produktion feministischen wissenschaftlichen Wissens. Die vergangenen zwei Dekaden waren weltweit geprägt von vehementen Kämpfen um das epistemische und politische »Wir« des Feminismus. Diese Kämpfe haben zur notwendigen Dezentrierung und Infragestellung der Repräsentativität einer bestimmten Version von Feminismus geführt. Deutlich wurde in diesen Kämpfen, daß konstitutiv für die Produktion feministischen wissenschaftlichen Wissens zwar die Bezugnahme auf ein epistemisches »Wir« ist, dieses jedoch zugleich durch die Thematisierung und Bearbeitung von Differenzen und Ungleichheiten zwischen Frauen immer wieder relativiert, verschoben und reformuliert werden mußte. Dies kann als signifikanter Hinweis gewertet werden, in welche Richtung feministische Theorie weitergehen sollte: Eine »Herrschaftsabsage« (Christina Thürmer-Rohr) praktizierende Frauen- und Geschlechterforschung muß sich der Aufgabe immer wieder neu stellen, die eigenen epistemischen Fundierungen im Sinne des u.a. von Judith Butler formulierten *anti-foundationalism* gegebenenfalls auch radikal in Frage zu stellen, um die Erinnerung an die Differenz zwischen Gedachtem und Denkbarem wachzuhalten. Geht es doch weniger darum, einen gegenständlichen Kern auszuarbeiten, als vielmehr darum, ein Instrumentarium zu entwickeln, mit dessen Hilfe die Logik von Machtbeziehungen und Machtkämpfen analysiert werden kann. Kriterium einer sich herrschaftskritisch verstehenden wissenschaftlichen Praxis sollte es sein, die eigene Rede im Hinblick auf ihre Komplizenschaft mit gegebenen Machtbeziehungen transparent zu machen. D.h. in dem, was wir sagen, auch das aufscheinen zu lassen, was wir verschweigen. Es gilt, die Herausforderung anzunehmen, die eigene Rede durch die Thematisierung der Bedingungen des eigenen Sprechens transparent zu machen. »Im Idealfall«, kommentiert der Philosoph Wolfgang Welsch, führe »solche Bedingungstransparenz zur ausdrücklichen Konturierung der Grenzen und Ausschlüsse des jeweiligen Bedingungsrahmens« (Welsch 1996, 938).

Feministische Theorie hat sich diesen Prozeduren von Ausschluß in der disziplinären Organisation von Wissen wiederholt widersetzt. Sie hat dadurch nicht nur ein Überdenken der disziplinären Struktur selbst provoziert, sondern auch dessen, was überhaupt als »Wissen« in jeglicher Disziplin gilt. Diese aus eigener Reflexionskraft bewiesene Veränderungsbereitschaft war vor allem Resonanz widersprüchlicher gesellschaftlicher Erfahrungen von Frauen und des Dialogs mit »den Anderen« des feministischen Diskurses. Auf ihrem

verwickelten Weg von den Rändern ins Zentrum läuft sie nun Gefahr, den Dialog mit den Anderen zugunsten des Dialogs mit den kanonisierten Mächten aufzugeben. Paul Celans Wort, daß »wahr spricht, wer Schatten spricht«, erfülltes und sinnvolles Sprechen also nur gelingt, wenn der Schatten in der Rede aufscheint, könnte insofern stetige Erinnerung daran sein, das Ausgeschlossene nicht zu negieren, ja, es als die sinnkonstituierende Bedingung des Gesagten anzuerkennen. Wenn »Erkenntnisakte unvermeidlich Akte der Verkennung [sind], ... [die] jenseits oder unterhalb der Kontrolle von Bewußtsein liegen« (Bourdieu 1997, 96), dann ist es unabdingbarer Teil wissenschaftlicher Praxis, Instrumente für die Aufhellung dieses Nexus von Erkenntnis und Verkennung zu generieren.

»Stark in der Sache und sanft im Handeln.« Was als Richtschnur der Politik im antiken Rom galt, nämlich ein glückliches Maß zwischen Beharrlichkeit und Transformation zu finden, könnte daher auch Richtschnur der Orientierung in der Frauen- und Geschlechterforschung sein. Es gälte, das Ziel der Transformation geschlechtlicher und anderer Ungleichheiten nicht aus den Augen zu verlieren, zugleich aber die eigenen Instrumente immer wieder auf ihre Tauglichkeit für dieses Ziel zu überprüfen und sie gegebenenfalls auch zu ersetzen. Es böte die Chance, deren dissidentes Potential beharrlich so zu transformieren, daß daraus immer wieder geschärfte Werkzeuge entstehen für die wissenschaftliche Analyse der Geschlechterordnungen des nächsten Jahrhunderts und vor allem für deren Verwicklung in andere Modi der Macht.

Literatur

- Bauman, Zygmunt 1995: Die diskursive Formation der Soziologie verändert sich. In: ders. *Ansichten der Postmoderne*. Hamburg: Argument, 98-123
- beiträge zur feministischen theorie und praxis* 1978, Heft 1 »Erste Orientierungen«,
- Bourdieu, Pierre 1997: Männliche Herrschaft Revisited. In: *Feministische Studien* 15/2, 88-99
- Bourdieu, Pierre 1998a: *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. Konstanz: Universitätsverlag
- Bourdieu, Pierre 1998b: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Brown, Wendy 1997: The Impossibility of Women's Studies. In: *differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 9/3, 79-101
- Butler, Judith 1994: Against Proper Objects. In: *differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 6/2, 1-26

- Dölling, Irene/Hark, Sabine 1999: Speaking the Shadow. Transdisciplinarity in Women's and Gender Studies. In: *SIGNS »Feminisms at the Millenium«* i.E.
- Foucault, Michel 1973: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Haraway, Donna 1996: Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*, 217-248
- Harding, Sandra 1990: *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. Hamburg: Argument
- Hark, Sabine 1998: Disziplinäre Quergänge — (Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung. In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* 2/1998, 9-25
- Hausen, Karin/Nowotny, Helga (Hg.)1986: *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Honegger, Claudia 1991: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. 1750-1850*. Frankfurt/M./New York: Campus
- King, Katie 1994: *Theory in its Feminist Travels. Conversations in U.S. Women's Movements*. Bloomington: Indiana UP
- Kirsch-Auwärter, Edit 1996: Anerkennung durch Dissidenz. Anmerkungen zur Kultur der Marginalität. In: *Kultur in Bewegung. Beharrliche Ermächtigungen*. Ilse Modelmog/Edit Kirsch-Auwärter (Hg.), Freiburg: Kore, 25-48
- Knapp, Gudrun-Axeli 1998: Beziehungssinn und Unterscheidungsvermögen. In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* 2/1998, 45-56
- Kuhn, Thomas 1976: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Latour, Bruno/Woolgar, Steven 1979: *Laboratory Life: The Social Construction of Scientific Facts*. Beverly Hills et. al.: Sage
- Lorber, Judith 1994: *Paradoxes of Gender*. New Haven/London
- Lucke, Doris 1999: Männer, Frauen und die Soziologie. Zur halbierten Emanzipation einer aufklärerischen Disziplin. In: *Soziologie* 2/99, 23-45
- Luhmann, Niklas 1988: Frauen, Männer und George Spencer Brown. In: *Zeitschrift für Soziologie* 17, 100-118

- Metz-Göckel, Sigrid 1993: Frauen in akademischen Berufen. In: *Glück, Alltag und Desaster. Über die Zusammenarbeit von Frauen*. Claudia Koppert (Hg.), Berlin: Orlanda, 128-146
- Mittelstraß, Jürgen 1998: *Die Häuser des Wissens. Wissenschaftstheoretische Studien*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Scheich, Elvira (Hg.) 1996: *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*. Hamburg: Hamburger Edition
- Simmel, Georg 1917: *Grundfragen der Soziologie (Individuum und Gesellschaft)*, 4. unveränderte Auflage, Berlin/New York 1984
- Sohn, Werner/Mehrtens, Herbert (Hg.) 1999: *Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag, i.E.
- Welsch, Wolfgang 1996: *Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Wiegman, Robyn 1997: Queering the Academy. In: *The Gay '90s. Disciplinary and Interdisciplinary Formations in Queer Studies*. Thomas Foster et. al. (Hg.), New York: NYU Press, 3-22

Kurzbiographie:

Sabine Hark, Dr. phil. Diplomsoziologin, Habilstipendiatin an der Universität Potsdam. Arbeitsschwerpunkte sind u.a.: Lesbische Identitäts- und Subjektkonstruktionen, Queere politische Theorie. Derzeit Arbeit an einer Diskursgeschichte feministischer und queerer Theorieentwicklung.

Irene Dölling

»Geschlecht« — eine analytische Kategorie mit Perspektive in den Sozialwissenschaften?

Zu den Gefahren, vor denen der Soziologe Pierre Bourdieu seine KollegInnen warnt, gehört die Neigung, »Wahrnehmungs- und Denkkategorien als Erkenntnismittel zu verwenden, die (...) als Erkenntnisgegenstand zu behandeln« wären (Bourdieu 1997, 153). Dieser Neigung wird im Alltagsgeschäft sozialwissenschaftlichen Forschens und Lehrens leicht nachgegeben — hat sich ein Begriff erst einmal diskursiv etabliert und wird er von vielen aufgegriffen, gerät schnell aus dem Blick, welches die Kontexte und Bedingungen waren, unter denen er konstruiert wurde, oder auch seine Tiefenschärfe. Der kritisch-reflexive Blick auf verwendete Begriffe und Konzepte wird wohl immer dann als besonders dringlich oder notwendig empfunden, wenn sich Erkenntnismittel für die Analyse beobachtbarer sozialer Veränderungen als unzureichend erweisen, wenn neue AkteurInnen mit veränderten Perspektiven sich an den symbolischen Kämpfen um »Wahrheit« und Anerkennung im Wissenschaftsfeld beteiligen und/oder, wenn sich der Platz einer Wissenschaft im Feld verändert hat und sich die Frage nach der Zukunft dieser Disziplin stellt. Für die Frauen- und Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften treffen m.E. derzeit alle drei Momente zu. Zwar wird nicht erst seit gestern die Frage nach Stellenwert und inhaltlicher Bestimmung der Kategorie »Geschlecht« diskutiert. Ich denke aber, daß sich seit einiger Zeit soziale Veränderungen abzeichnen, die in besonderer Weise die sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung dazu drängen, einige ihrer grundlegenden Erkenntnismittel (Begriffe) zum Erkenntnisgegenstand zu machen. Ich will dies im folgenden am Begriff »Geschlecht als Strukturkategorie« aufzuzeigen versuchen und konzentriere mich dabei im wesentlichen auf die deutschsprachige Debatte¹⁴.

Wenn ich es recht sehe, setzte sich der Terminus »Geschlecht als Strukturkategorie« Mitte/Ende der 80er Jahre in der deutschen Frauenforschung durch. Mit der Einführung des Begriffs »Geschlecht«, versehen mit dem Zusatz, dieser sei als eine »Strukturkategorie« zu verstehen, wurden langjährige feministische Debatten um Anliegen und Gegenstand von Frauenforschung auf den Begriff und zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. *Zum einen* wurde die Auseinandersetzung um die historischen Ursachen für Diskriminierung, Unterdrückung und Ausbeutung von Frauen bzw. um den Zusammenhang von Kapitalismus und »Patriarchat« zu einem vorläufigen Abschluß geführt, indem

¹⁴ Meinen Äußerungen liegt allerdings keine umfassende Relektüre der damaligen Debatten zugrunde; sie sind als eine ad hoc Stellungnahme zu verstehen, die sich u.a. auf Publikationen stützt, die mir besonders in Erinnerung geblieben sind bzw. bis heute z.B. von mir in der Lehre verwendet werden.

»Geschlecht« als ein komplexer Differenzierungsfaktor bestimmt wurde, der selbständig, mit eigener Logik, neben anderen Ungleichheit erzeugenden und anzeigenden Faktoren zu verstehen und zu konzeptualisieren sei. Mit Blick insbesondere auf den Marxismus faßte Regina Becker-Schmidt das Fazit der Debatten zusammen: »Geschlecht und Klasse: beides sind soziale Strukturkategorien, die soziale Chancen zuweisen« (Becker-Schmidt 1987, 190; dazu auch Beer 1990). In der Einleitung zu dem Band »Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften« (1995) bekräftigen Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp noch einmal mit Blick auf das Geschlechterverhältnis in modernen Gesellschaften: »»Geschlecht« ist (...) eine Strukturkategorie im Sinne eines Schichtungskriteriums, das soziale Ungleichheit anzeigt« (Becker-Schmidt/Knapp 1995, 11).

Zum anderen wurde mit dem Hinweis, »Geschlecht« sei eine Strukturkategorie, betont, daß es sich hierbei nicht nur um einen nützlichen Begriff für die sozialwissenschaftliche Analyse von Beziehungen bzw. Verhältnissen zwischen Frauen und Männern handelt, sondern um eine grundlegende gesellschaftstheoretische Kategorie. »Geschlecht« wird als Modus und Praxis der Konstituierung gesellschaftlicher Wirklichkeiten verstanden, keine Gesellschaftsanalyse, so das Diktum und der Anspruch der Frauenforschung, könne ohne den Begriff »Geschlecht« und ohne ein theoretisches Konstrukt von »Geschlechterverhältnis« auskommen.

Die Strukturkategorie »Geschlecht« als ein zentrales Denkmuster in die sozialwissenschaftliche feministische Debatte einzuführen, hat sich als durchaus folgenreich und erfolgreich für die Wissensproduktion ebenso wie für den Platz von Frauen- und Geschlechterforschung im Wissenschaftsfeld herausgestellt:

- Gewonnen wurde ein Erkenntnismittel, das »Geschlecht« als einen Modus der Klassifizierung und Kategorisierung von Menschen nach Genusgruppen faßt. D.h., es fordert eher nach dem »Wie«, nach den Institutionalisierungen und Praxen zu fragen, mittels derer und in denen die Angehörigen der beiden Genusgruppen in hierarchische Verhältnisse zueinander gebracht werden und in denen sich Individuen als »weibliche« bzw. »männliche« Subjekte hervorbringen. Und es legt weniger nahe, »Männer« und »Frauen« als Erkenntnisgegenstände bzw. Erkenntnissubjekte anzunehmen. Geschlechterverhältnis, Relationalität, Prozessualität und Ungleichzeitigkeiten in der sozialen Hervorbringung von geschlechtsspezifischen bzw. von »gendered« Wirklichkeiten, sind nun eher die dominierenden analyseorientierenden Begriffe; der terminologische Wechsel von der Frauen- zur Geschlechterforschung spiegelt dies unter anderem wider.
- Mit der »Strukturkategorie Geschlecht« war ein Erkenntnismittel gewonnen, das sowohl den Blick auf die — jeweiligen historisch produzierten — Formen »struktureller Diskriminierung« qua Geschlecht lenkte, als auch einforderte, »Geschlecht« als ungleichheitserzeugenden Faktor zu anderen sozialen

Differenzierungsfaktoren ins Verhältnis zu setzen. Damit konnten auch soziale Unterschiede/Differenzierungen zwischen Frauen bzw. Männern stärkere Aufmerksamkeit erfahren. In diesem Kontext wurde auch die Begrifflichkeit verfeinert bzw. präzisiert. Formulierte Regina Becker-Schmidt in dem bereits erwähnten Aufsatz noch »(I)nnnerhalb jeder sozialen Klasse gibt es noch einmal eine Unterschicht: die Frauen« (a.a.O.: 191) und war man sich zunächst noch unschlüssig, ob die Angehörigen der beiden Genusgruppen als Klassen zu fassen wären¹⁵, wurde mit der Einführung des Begriffs »Genusgruppe« (vgl. Becker-Schmidt 1991, 1993, 1995) die stärkere Akzentuierung der Eigenart des Differenzierungsfaktors »Geschlecht« möglich. Sowohl die theoretischen Überlegungen zur »Strukturkategorie Geschlecht« als auch die auf dieser konzeptionellen Grundlage durchgeführten empirischen Untersuchungen haben m.E. am stärksten dazu beigetragen, daß Frauen- und Geschlechterforschung vom sog. *main stream* in den Sozialwissenschaften, insbesondere in der Ungleichheitsforschung, Beachtung und tendenziell Akzeptanz gefunden hat¹⁶.

- Die m.E. weitreichendsten Folgen und Wirkungen aber hatte »Geschlecht als Strukturkategorie« für die Bestimmung der Dimensionen bzw. Ebenen einer »geschlechtersensiblen« (Helga Krüger) Soziologie bzw. Sozialwissenschaft. Zum einen lassen sich verschiedene Ebenen ausmachen, auf denen »Geschlecht« als soziales Konstrukt in die Formierung und Institutionalisierung aller gesellschaftlichen Verhältnisse eingeht: symbolische Geschlechterordnung, geschlechtliche Arbeitsteilungen und andere Institutionalisierungen des Geschlechterverhältnisses sowie individuelle Geschlechtsidentität (vgl. Harding 1990, 13/14) lassen sich in ihrer Eigenart bzw. Spezifik theoretisch voneinander unterscheiden und analytisch aufeinander beziehen; »Geschlecht« ist kein eingrenzbarer Gegenstand soziologischer oder sozialwissenschaftlicher Untersuchung, sondern ein wirklichkeitserzeugender Modus, der in allem Sozialen wirkt. Mit »Geschlecht als Strukturkategorie« ist damit konzeptionell angedacht, was in

¹⁵ Vgl. auch den Titel des ersten Bandes, der von der Sektion Frauenforschung herausgegeben wurde: »Klasse Geschlecht« (1987).

¹⁶ So spricht z.B. R. Kreckel unter ausdrücklichem Bezug auf Ergebnisse der Frauenforschung davon, »Geschlecht« als einen ungleichheitserzeugenden Faktor in einem »Modell des ungleichheitsbegründeten Kräftefeldes« zu berücksichtigen (vgl. Kreckel 1992, 223). Noch genereller heißt es in dem 1994 in 3., völlig neubearbeiteter Auflage herausgegebenen »Lexikon zur Soziologie« unter dem von Michael Meuser verfaßten Stichwort »Geschlechterforschung«: »»Geschlecht« wird als eine fundamentale Strukturkategorie der Soziologie begriffen«. Das Lexikon ist im übrigen auch ein anschauliches Beispiel dafür, wie einerseits Ergebnisse der Frauenforschung in den *main stream* integriert werden und zugleich als Leistung der Frauenforschung auch verdeckt werden: Zwar gibt es unter dem Stichwort »Geschlechterverhältnis« einen Hinweis darauf, daß dies ein wichtiger Forschungsgegenstand »aufgrund von Anregungen aus der Frauenforschung« sei - aber z.B. ist nicht ein Stichwort in diesem Lexikon von einer Frauenforscherin geschrieben worden.

den 90er Jahren mit dem Terminus der »Vergeschlechtlichung« weitergeführt wird: alle gesellschaftlichen Verhältnisse sind »vergeschlechtlicht«, das Geschlechterverhältnis wird in allen gesellschaftlichen Verhältnissen hervorgebracht und reproduziert (vgl. dazu Becker-Schmidt 1998).

Allerdings weist das Erkenntnismittel »Geschlecht als Strukturkategorie« auch einige Begrenztheiten und Ausblendungen auf, die durch aktuelle soziale Veränderungen und durch Wortmeldungen neuer AkteurInnen in der Frauen- und Geschlechterforschung zunehmend thematisiert werden. Sie kritisch zu reflektieren ist m.E. eine Voraussetzung dafür, auf die Frage nach der Zukunft der Frauen- und Geschlechterforschung bzw. der Kategorie »Geschlecht« in Soziologie/Sozialwissenschaften eine Antwort zu finden.

1. Die 1989 eingeleiteten gesellschaftlichen Umbrüche haben für Deutschland und für Europa auch neudimensionierte Erfahrungen mit »ethnischen Konflikten«, mit Nationalismen und Flüchtlings- und MigrantInnen»strömen« gebracht. Wer StaatsbürgerInnenstatus und damit Anspruch auf bestimmte staatliche Leistungen erhält, wer mit eingeschränkten Rechten als »ethnische Minderheit« geduldet wird, wer rein darf oder draußen bleiben muß — hier markieren sich soziale Differenzierungen, In- und Exklusionen, die für Frauen- und Geschlechterforschung z.B. die Herausforderung bedeuten, ihre konzeptionellen Vorstellungen von »Geschlecht« als ungleichheitserzeugendem Faktor zu überprüfen. Wie Sedef Gümen aufgezeigt hat, kann sich die Konzeptualisierung von »Geschlecht« als einer Strukturkategorie in dem Sinne, daß Privilegierung oder Benachteiligung qua Geschlecht ein durchgehendes, ungleichheitserzeugendes Prinzip und Geschlechterhierarchie bzw. -ungleichheit der »ausschließliche Rahmen feministischer Theorie« sei (Gümen 1998, 190), als ein Engpaß erweisen. Und zwar auf zweifache Weise: Zum einen werden so z.B. ethnisch bedingte Differenzierungen zwischen Frauen einerseits in den Blick genommen, sie werden aber andererseits zu einem Sonderphänomen, das »nur für die ›Betroffenen‹ gültig« ist (a.a.O., 196), wenn in der »Strukturkategorie Geschlecht« die »(zentrierte) Geschlechterungleichheit zum Strukturrahmen« (ebd.) erhoben wird. Zum anderen verengt sich mit dem Beharren auf der »Strukturkategorie« das Potential »analytischer Öffnungen« (a.a.O., 188), das in einer Konzeptualisierung von »Geschlecht« als einem sozialen Konstrukt enthalten ist, das in allen gesellschaftlichen Verhältnissen wirkt *und* durch alle gesellschaftlichen Verhältnisse hervorgebracht wird: Daß das moderne, hierarchisierende Geschlechterverhältnis im Rahmen von Nationalstaatlichkeit und StaatsbürgerInnenrechten institutionalisiert ist und im Kontext damit verbundener, hierarchisierender Grenzziehungen wirkt, wird durch eine homogenisierende »Strukturkategorie Geschlecht« eher verdeckt, als der Analyse zugänglich gemacht.
2. Die »Entfesselung« des zunehmend global agierenden Kapitalismus verändert tendenziell alle gesellschaftlichen Verhältnisse — die Erosion des

»Normalarbeitsverhältnisses«, Ab- bzw. Rückbau des Sozialstaates, Rückverlagerung von Erziehungs-, Fürsorge- und Pfl egetätigkeiten in die Familie (d.h. in der Regel zu Lasten von Frauen) bei zunehmender weiblicher Erwerbstätigkeit (in alt und neu segregierten Arbeitsmärkten) sind Stichworte für Veränderungen und Verschiebungen in den Geschlechterarrangements. Einerseits werden dabei — deutlicher als in Zeiten der Prosperität — geschlechtsspezifische Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten sichtbar, die z.B. das deutsche Sozialsystem kennzeichnen. Andererseits werden soziale Differenzierungen entlang neuer Grenzziehungen (etwa Besitzer und Nichtbesitzer von Arbeitsplätzen) stärker. Armut ist, wie Kurz-Scherf feststellt »nicht weiblich«, genau so wenig wie Arbeitslosigkeit oder Existenzunsicherheit (vgl. Kurz-Scherf 1998, 26). Im »System der ›kumulativen Ungleichheit« (ebd.: 31) spielt »Geschlecht« nach wie vor eine gewichtige Rolle, aber eben in Relation zu anderen Differenzierungsfaktoren, durch diese verstärkt oder auch abgemildert. Diese Komplexität läßt sich mit dem Strukturkategorie-Konzept nicht angemessen analysieren. Zudem verweisen vergleichende Untersuchungen zu »Geschlechterverträgen« in verschiedenen westeuropäischen Staaten (vgl. Ostner 1995; Pfau-Effinger 1993) darauf, diese als Ergebnis unterschiedlicher sozialer, politischer, kultureller Bedingungen und vor allem auch als Resultate von Aushandlungsprozessen zwischen AkteurInnen mit teils differenten, teils koinzidierenden Interessen zu verstehen (vgl. auch Sauer 1998). Auch hier zeigt sich die Notwendigkeit, das Geschlechterverhältnis als durch und in allen gesellschaftlichen Verhältnissen erzeugt sowie durch aushandelnde AkteurInnen (modifizierend) reproduziert zu analysieren und weniger von einer homogenisierenden »Strukturkategorie Geschlecht« auszugehen.

3. In den letzten Jahren sind soziale und kulturelle Veränderungen beobachtet worden, die in der Frauen- und Geschlechterforschung u.a. als »Verflüssigung« von Geschlechterdifferenzen, als tendenzielle Dysfunktionalität von Geschlechterhierarchien bei der Einführung neuer Formen der Arbeitsorganisation, als »Feminisierung« männlicher Erwerbsarbeit bzw. Erwerbsarbeiterbiografien im Zuge der Erosion des »Normalarbeitsverhältnisses« usw. beschrieben wurden. Diese beobachtbaren Veränderungen in den Geschlechterarrangements haben die feministischen Debatten über die Chancen für mehr Geschlechterdemokratie in der »postindustriellen« Gesellschaft, für eine gerechtere Verteilung von Produktions- und Reproduktionsarbeit bzw. eine gesellschaftliche Umbewertung von Erwerbs- und häuslicher Arbeit (erneut) angeregt. Weitaus weniger ist versucht worden, diese beobachtbaren Verschiebungen bzw. die daraus abgeleiteten Visionen für einen »neuen Geschlechtervertrag« systematisch in größere Kontexte gesellschaftlicher Umbrüche zu stellen. Ingrid Kurz-Scherf hat in einer kritischen und teilweise überspitzt polemischen Wortmeldung auf Entwicklungen aufmerksam gemacht, die die »männliche Dominanzkultur« fortschreiben, ohne daß die durch sie

normierten und normalisierten (Macht-)Hierarchien entlang der Geschlechterdifferenz verlaufen (müssen). Kurz-Scherf sieht unter den aktuellen Bedingungen des »entfesselten Kapitalismus« die Möglichkeit einer neuen Qualität sozialer Ungleichheit, »in der sich die sozialen Hierarchien nicht nur ausweiten, sondern »nach unten« und »nach oben« auseinanderbrechen« (Kurz-Scherf 1998, 38): Eine reiche Elite (Kurz-Scherf nennt sie »Sezessionisten«) koppelt sich aus dem »sozialen Zusammenhang der modernen Gesellschaften aus«, während eine wachsende Armutspopulation von sozialen Chancen, Zugang zu Ressourcen etc. abgekoppelt wird (ebd.). Denkbar ist in dieser Figuration eine Parallelisierung von »gendered« Entwicklungen: Eine »Verflüssigung« von Geschlechterdifferenzen »unten«, sowie eine »Entpatriarchalisierung der Institutionen sozialer Integration und Kooperation« (ebd.: 42) einerseits, könnten dem Aufkündigen des Gesellschaftsvertrages durch die »Sezessionisten« andererseits korrespondieren. Während »unten« »Geschlecht« gegenüber anderen sozialen Differenzierungsfaktoren an Bedeutung verlieren könnte, würden »oben«, bei den neuen Eliten, die Merkmale der »männlichen Dominanzkultur« zur Legitimierung von Privilegien und Herrschaftsansprüchen beibehalten bzw. sogar verstärkt. Frauen- und Geschlechterforschung greift daher in ihrer Analyse zu kurz, wenn sie sich »auf Dominanzverhältnisse zwischen Männern und Frauen und deren Wandel beschränkt« (ebd.: 42).

Nachdem ich versucht habe, Produktivität wie Begrenztheit von »Geschlecht als Strukturkategorie« zu skizzieren, möchte ich meine Antwort auf die Frage nach der Zukunft der Frauen- und Geschlechterforschung formulieren, wobei ich davon ausgehe, daß deren Zukunft nicht zuletzt davon abhängt, wie sie ihr Erkenntnismittel »Geschlecht« bestimmt.

Möglicherweise ist es an der Zeit, die Formulierung »Geschlecht als Strukturkategorie« aufzugeben, um, wie Steffani Engler es formuliert, zu vermeiden, »den Blick sowohl theoretisch als auch empirisch in vorgeformte Gedankenbahnen und Wahrnehmungsmuster zu lenken, in denen Geschlecht immer schon als sozial dominantes Ungleichheitsmerkmal festgeschrieben wird« (Engler 1997, 153). Das könnte m.E. erleichtern, *die* Dimensionen des Erkenntnismittels »Geschlecht« von Beschränkungen zu befreien, die der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung eine Perspektive geben können. Vielleicht ist es hilfreich, sich des Vorschlages der Historikerin Joan W. Scott aus dem Jahre 1986 zu erinnern, die von Gender als einer analytischen Kategorie spricht, die nicht auf die Analyse der Beziehungen zwischen Frauen und Männern beschränkt ist bzw. auf die gesellschaftlichen Bereiche und Praxen, in denen Geschlechterhierarchien unmittelbar produziert und gelebt werden, sondern auf die Erkundung dessen, wie mit dem Genderbegriff »gesellschaftliche Beziehungen legitimiert und konstruiert« werden (Scott 1994, 58). Mit einem Wechsel von »Strukturkategorie« zu

»analytischer Kategorie« wäre begrifflich angezeigt, daß mit dem Erkenntnismittel »Geschlecht« nicht bereits etwas als gegeben vorausgesetzt wird — z.B. Geschlecht als »sozial dominantes Ungleichheitsmerkmal«. Es wäre damit stärker angezeigt, daß mit »Geschlecht« nicht ein bestimmter Bereich des Sozialen gemeint und erforscht wird, sondern daß dieser Begriff auf eine Dimension des Sozialen abhebt, die in die Hervorbringung sozialer Wirklichkeiten im Handeln von AkteurInnen bedeutend, normierend und strukturierend eingeht. »Geschlecht« als eine analytische Kategorie zu verstehen, würde m.E. auch dasjenige stärker betonen, was in »Geschlecht als Strukturkategorie« immer auch konzeptualisiert war und was seit einiger Zeit mit dem Terminus der »Vergeschlechtlichung« gefaßt wird. Zugleich würde damit vermeidbar, die Setzung eines Gegebenen zu reproduzieren, wie dies etwa mit der Annahme einer »Omnipräsenz« des Geschlechtlichen bzw. der Zweigeschlechtlichkeit in allen gesellschaftlichen Verhältnissen und Handlungen geschieht. »Geschlecht« als analytische Kategorie sozialwissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung würde für mich, bezogen auf empirische Untersuchungen z.B. heißen, konkret aufzuzeigen, wie und in welchen Figurationen, in Relation zu welchen anderen Faktoren »Geschlecht« ungleichheitsbegründend wirkt bzw. allgemeiner: als mächtiger, hierarchisierender Modus soziale Bereiche, Prozesse mitstrukturiert. Es hieße für mich, den Gedanken Judith Butlers methodisch anzuwenden, daß nach den »Artikulationsbedingungen der einen Kategorie *für* die andere« gefragt werden muß: »Wie wird Rasse in der Modalität von Sexualität gelebt? Wie wird das soziale Geschlecht in der Modalität von Rasse gelebt?« (Butler 1994, 134). Theoretisch hieße für mich »Geschlecht« als analytische Kategorie: nicht von einem Monolith »Geschlecht« auszugehen, sondern es als einen Modus in Relation zu anderen Modi der Konstituierung sozialer Wirklichkeiten (zum Beispiel der modernen Gesellschaften) in einem kohärenten Zusammenhang zu konzeptualisieren.

Aus dieser Perspektive ist für mich »Geschlecht« weniger ein Erkenntnisgegenstand als ein Erkenntnismittel (was im übrigen — eingesetzt bei der Analyse »klassischer« Gegenstände der Frauen- und Geschlechterforschung, wie Frauenerwerbsarbeit, Segregationen des Arbeitsmarktes entlang der Geschlechterdifferenz, Vereinbarkeitsproblematik und doppelte Vergesellschaftung usw. — eine komplexere theoretische »Rahmung« ermöglicht). Für die Zukunft von sozialwissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung scheint mir eine solche Orientierung auf »Geschlecht« als analytischer Kategorie unabdingbar. Ich glaube, eine Tendenz in den Sozialwissenschaften zu beobachten, Fragestellungen und Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung in den sog. *main stream* (z.B. in der Lehre) zu integrieren: als eine Möglichkeit neben anderen, soziale Wirklichkeit zu erforschen bzw. bestimmte Aspekte ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken. Vermutlich gehen dabei (in der Regel?) kritische Implikationen feministischen Denkens verloren, ganz sicher wird damit der Sonder- und Außenseiterstatus

von Frauen- und Geschlechterforschung bestärkt. Je mehr im sog. *main stream* empirische Ergebnisse bzw. theoretische Anregungen der Frauen- und Geschlechterforschung aufgegriffen und quasi »normal« behandelt werden, desto mehr gerät Frauen- und Geschlechterforschung in die Position, z.B. von Studierenden als nicht integriert ins Fach oder auch als nicht integrierbar wahrgenommen zu werden. Wendy Brown hat vor einiger Zeit mit Blick auf die amerikanischen Women's Studies auf die Schwierigkeit verwiesen, einen eigenen Gegenstand festzumachen, der in speziellen Studienprogrammen unterrichtet werden kann und mit dem Abschluß in einer Wissenschaftsdisziplin (»Women's Studies«?) endet (Brown 1997). Auch wenn die Situation in Deutschland etwas anders aussieht — Brown benennt ein Problem, das Frauen- und Geschlechterforschung aus ihrem bisherigen Selbstverständnis auch hier zunehmend erwächst und was sich nicht zuletzt in einem abnehmenden Interesse von Studierenden wie auch feministisch orientierter Wissenschaftlerinnen an Women's Studies Programmen bzw. einer separaten (und separierten) Frauen- und Geschlechterforschung ablesen läßt. Sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung hat m.E. nur dann langfristig eine Perspektive, wenn ihre VertreterInnen nicht in ihren mehr oder weniger angenehmen Nischen ihre Arbeiten weiter betreiben, sondern sich in disziplinäre, inter- und transdisziplinäre Projekte einbringen, mit dem Ziel und Anspruch, mit ihrem Wissen und ihren Erkenntnismitteln die sozialwissenschaftliche Analyse komplexer zu machen. Die nächste WissenschaftlerInnengeneration sind vielleicht nicht Frauen- und GeschlechterforscherInnen in den Sozialwissenschaften, sondern SozialwissenschaftlerInnen, die in ihre Lehrangebote und vor allem ins Konstruieren ihrer Forschungsgegenstände *auch* die feministische Perspektive einbeziehen. Dabei »Geschlecht« als eine analytische Kategorie zu verstehen und ins Spiel zu bringen, scheint mir eine wichtige Voraussetzung zu sein.

Literatur

- Becker-Schmidt, Regina 1987: Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse. In: Beer, Ursula (Hg.): *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik*. Bielefeld: AJZ-Verlag/FF1, 187-235
- Becker-Schmidt, Regina 1991: Individuum, Klasse und Geschlecht aus der Perspektive der Kritischen Theorie. In: Zapf, Wolfgang (Hg.): *Die Modernisierung moderner Gesellschaften*. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag, 383-394
- Becker-Schmidt, Regina 1993: Geschlechterdifferenz — Geschlechterverhältnis: soziale Dimensionen des Begriffs »Geschlecht«. In: *Zeitschrift für Frauenforschung*, H. 1,2, 37-46

- Becker-Schmidt, Regina 1995: Transformation und soziale Ungleichheit, soziale Ungleichheit und Geschlecht. (Vortrag auf dem Soziologiekongreß 1995 in Halle) In: *Perspektiven feministischer Wissenschaft*. Reader zum interdisziplinären workshop an der Universität Potsdam. Juni 1995, 21-27
- Becker-Schmidt, Regina 1998: Relationalität zwischen den Geschlechtern, Konnexionen im Geschlechterverhältnis. In: *Zeitschrift für Frauenforschung*, H. 3, 5-21
- Becker-Schmidt, Regina, Knapp, Gudrun-Axeli (Hrg.) 1995: *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Einleitung. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag, 7-18
- Beer, Ursula 1990: *Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag
- Bourdieu, Pierre 1997: Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 153-217
- Brown, Wendy 1997: The Impossibility of Women's Studies. In: *differences: A Journal for Feminist Cultural Studies*, vol. 9, Nr. 3, 79-101
- Butler, Judith 1994: Phantasmatische Identifizierung und die Annahme des Geschlechts. In: *Geschlechterverhältnisse und Politik*. Hg. vom Institut für Sozialforschung Frankfurt. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 101-138
- Engler, Steffani 1997: Geschlecht in der Gesellschaft — Jenseits des ›Patriarchats‹. In: Kneer, Georg/Nassehi, Armin/Schroer, Markus (Hg.): *Soziologische Gesellschaftsbegriffe. Konzepte moderner Zeitdiagnosen*. München: Wilhelm Fink Verlag, 127-156
- Gümen, Sedef 1998: Das Soziale des Geschlechts. Frauenforschung und die Kategorie der »Ethnizität«. In: *Das Argument*, Bd. 224, 187-201
- Harding, Sandra 1990: *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. Hamburg: Argument Verlag
- Kreckel, Reinhard 1992: *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag
- Kurz-Scherf, Ingrid 1998: Krise des Sozialstaats — Krise der patriarchalen Dominanzkultur. In: *Zeitschrift für Frauenforschung*, Sonderheft 1, 13-48
- Meuser, Michael 1994: Stichwort »Geschlechterforschung«. In: Fuchs-Heinritz, Werner/Lautmann, Rüdiger/Wienold, Hanns (Hrg.): *Lexikon zur Soziologie*. 3., völlig neu bearbeitete Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag

- Ostner, Ilona 1995: Arm ohne Ehemann? Sozialpolitische Regulierungen von Lebenschancen für Frauen im internationalen Vergleich. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B 36-37, 3-12
- Pfau-Effinger, Birgit 1993: Macht des Patriarchats oder Geschlechterkontrakt? Arbeitsmarktintegration von Frauen im internationalen Vergleich. In: *PROKLA*, Nr. 4, 633-663
- Sauer, Birgit 1998: Globalisierung oder Ende des maskulinistischen Wohlfahrtskompromisses? In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, H. 47/48, 29-44
- Scott, Joan W. 1994: Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse. In: Kaiser, Nancy (Hrg.): *Selbst Bewußt. Frauen in den USA*. Leipzig: Reclam Verlag, 27-75

Kurzbiographie:

Irene Dölling, Dr. phil., Professur für Frauenforschung an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam; Arbeitsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, kulturelle Konstruktion von Geschlecht, Vergeschlechtlichungsprozesse bei der Verwaltungsreform

Anja Bandau

Gender — Race — Sexuality. Identitätskategorien im Verhältnis

Meine Perspektive auf das Thema erwächst aus der Beschäftigung mit der U.S.-amerikanischen theoretischen Diskussion des Women-of-Color Feminismus, der Cultural Studies sowie postkolonialer Ansätze.

Feminist studies, Gender studies, Queer studies, Cultural studies, Post-colonial studies sind sehr junge Disziplinen, die eng mit den jeweiligen sozialen emanzipatorischen Bewegungen in Verbindung stehen, aus denen sie zu einem Teil ihre Existenzberechtigung ziehen. Sie erheben den Anspruch, die soziopolitischen Forderungen dieser Bewegungen durch theoretisch fundierte Untersuchungen zu stützen, eigene Gegenstände und einen eigenen Kanon zu etablieren und ihre Perspektive innerhalb des Wissenschaftssystems in eine Kritik herrschaftsstützender Wissensdiskurse zu übersetzen. Darüber hinaus sollen deren Ausschlußmechanismen aufgezeigt sowie zentrale Begriffe kritisch hinterfragt werden. In die Begriffskritik eingeschlossen ist ebenfalls das Nachdenken über den Umgang mit Begriffen: Nicht nur soll der potentielle Ausschlußcharakter bzw. die Definitionsmacht von Begriffen aufgedeckt werden, versucht wird auch, einen neuen, weniger ausschließlichen, offeneren Umgang zu denken und zu praktizieren.

Unter den Gegenständen der theoretischen Diskussion der Frauen- und Geschlechterforschung ebenso wie der anderen genannten Disziplinen stehen das Subjekt und die Frage nach dessen Identität an zentraler Stelle. Die Diskriminierungsraster Geschlecht, Rasse/Ethnizität, Klasse, Sexualität, ... — als Differenzen in das Konzept der Identität eingeschrieben — bilden innerhalb der Bewegungen die Achsen, entlang derer sich Widerstand formiert. Sie werden in den neu entstandenen Disziplinen als isolierte Gegenstände konstituiert und etwa als soziosymbolische Formen (de Lauretis 1994) oder als historisch-spezifische, gesellschaftlich-kulturelle Existenzweisen von Individuen (Maihofer 1994) oder als Identitätskategorien (Raikin 1994) gedacht. Die verschiedenen Orte und Fronten, an denen Subjektivitäten und Identitäten ausgehandelt bzw. repräsentiert werden, bedingten eine Fokussierung des Blicks auf ausgewählte soziosymbolische Formen — *race/ethnicity* in *Race Studies* bzw. der Forschung über ethnische Minderheiten, *Gender* in Frauen- und Geschlechterforschung ... Aber heißt das nun zwingend, dass andere Kategorien innerhalb einer Disziplin außer acht gelassen bzw. nur marginal betrachtet werden können?

Wurde zunächst überhaupt eingeklagt, Geschlecht, *race*/Ethnizität, Sexualität als Diskriminierungsraster ernst zu nehmen, als Gegenstände in ihren historisch-spezifischen gesellschaftlich-kulturellen Existenzweisen zu untersuchen, so

rückte zunehmend die Verflechtung und Überschneidung der einzelnen Kategorien in den Mittelpunkt von Analysen.¹⁷

Seit Ende der 70er/Anfang der 80er Jahre wird die isolierte Betrachtung der Kategorien, z.B. die Ausblendung von *race* und Klasse aus der Betrachtung der zentralen Kategorie Gender hinterfragt und darauf verwiesen, daß diese Vorgehensweise die Existenz sowie die Erfahrungen von schwarzen Frauen bzw. »women of color« nicht adäquat beschreiben kann, da die verschiedenen Diskriminierungsdiskurse über Zuschreibungen und Identifikationen Identitäten konstruieren, die eben von *race*, Gender und Sexualität in ihrer zeitlich und örtlich spezifischen Ausprägung bestimmt werden. Waren es zunächst Schwarze Feministinnen¹⁸, so brachten dann Kritikerinnen-Autorinnen-Aktivistinnen unter dem label »Women-of-Color Feminismus« das Zusammendenken von *race*, Klasse, Gender in entscheidendem Maße nicht nur in die feministische Theoriebildung ein, sondern auch in die postkolonialen Studien bzw. die Diskurse ethnischer Minderheiten.¹⁹

Im Women-of-Color Feminismus oder auch Drittweltfeminismus²⁰ — entstanden aus der Kritik am sogenannten weißen Mittelklasse-Feminismus — wird bereits in der Bezeichnung versucht, auf mehrere der Identitätskategorien Bezug zu nehmen: zum einen auf *race* bzw. Ethnizität, zum anderen auf *place* und Gender, um so das Ineinandergreifen von Diskriminierungsrastern wie Geschlecht, *race*/Ethnizität, Klasse zu reflektieren, sowie Identität als dynamischen, allenfalls strategisch abgeschlossenen Prozeß zu sehen. Ania Loomba stellt in ihrem Buch *Colonialism/Postcolonialism* einen umfangreichen Katalog von Kritiken am »westlichen Feminismus« einerseits und dem »patriarchalischen Anti-Kolonialismus« andererseits (Gwen Bergner, Gayatri

¹⁷ Von Bedeutung für diese Entwicklung ist die Diskussion um Essentialismus und Konstruktivismus (siehe den Aufsatz von A. Kinsky-Ehritt in diesem Heft), die auf die Kategorien als historisch konkrete künstliche Einheiten verweist, die durch die Überschneidung verschiedener Diskurse konstituiert werden.

¹⁸ »Critiques originating in black feminist thought ... have had a sure effect on the restructuring of traditional disciplines... In creating alternative systems, black feminist critics have helped to validate the necessity for interdisciplinary approaches, such as those of cultural studies as well as the possibility of redefining the very concept of what it means to be an intellectual, since so many of our thinkers have resided outside the academy or even outside traditional black institutions.« (Christian 1994, 171f.). Zu den verschiedenen Achsen, entlang derer »black feminist thought« seine Kritik entwickelt hat, siehe Barbara Christian 1994.

¹⁹ Ähnlich verläuft die Kritik lesbischer Feministinnen an der zentralen Kategorie des Feminismus entlang der Achse von Sexualität. Sie sprechen sich gegen die Subsumierung von Sexualität unter Geschlecht aus.

²⁰ Die Namen für diese kritische Praxis variieren in Zusammenhang mit unterschiedlichen inhaltlichen Akzentuierungen von Women-of-Color Feminismus über U.S.-Drittweltfeminismus hin zu transnationalem bzw. transkulturellem Feminismus. Dazu und zur Geschichte des kritischen Apparats, der Methode und der Theorie des U.S.-Drittweltfeminismus siehe Sandoval 1998.

Spivak, Hazel Carby, Chandra Mohanty, Hortense Spillers, Angela Davis) vor. An den Verweis auf die historische Bedeutung dieser Kritik schließt sie folgende Überlegung an:

»But although these critiques of white feminism and patriarchal anti-colonialisms together cleared the conceptual space for more sophisticated understandings of how racist and sexist discourses are related, they often did not go beyond asserting that black and/or colonised women were doubly oppressed. In this view of a ›double colonization‹, race and gender categories are not analogous but they remain mutually intensifying: Gwen Bergner concludes her critique of Fanon by suggesting that ›the most important effect of conjoining postcolonial and feminist psychoanalysis may well be to clear a space for black women as subjects in both discourses‹. Combining postcolonial and feminist perspectives can perhaps achieve more than that. For one, it would alert us to the ways in which the category ›black woman‹ itself does not take into account the enormous range of cultural, racial or locational differences internal to it, all of which would complicate the relationship between black women and colonial or racist ideologies.« (Loomba 1998, 166)

Während hier dazu aufgefordert wird, nicht bei dem Postulat der Doppel- oder Dreifachunterdrückung stehen zu bleiben, möchte ich auf die Klippen der gängigen Praxis einer additiven Aneinanderreihung der Identitätskategorien/Diskriminierungsraiser, die alle gleichzeitig die Subjektpositionen eines Individuums bestimmen, hinweisen. Die mittlerweile verbreitete Praxis der Aufzählung *race*/Ethnizität, Klasse, Gender, Sexualität sagt zunächst nichts darüber aus, wie der zu beschreibende Gegenstand, z.B. Identität, durch die soziosymbolischen Formen von *race*, Klasse, Sexualität konkret bestimmt ist, da die Identitätskategorien als unabhängig voneinander, bzw. nebeneinander existierend und nicht als sich überlagernd und gegenseitig konstruierend repräsentiert werden. Das einfache Postulat von Diversität bzw. Pluralität ist noch kein Garant dafür, daß statische und ahistorische Differenzkategorien überwunden werden. Insofern birgt das additive Aufzählen die Gefahr, zur bloßen Geste zu werden bzw. als solche abqualifiziert und nicht ernst genommen zu werden. Norma Alarcón formuliert in ihrem Aufsatz »The theoretical subject(s) in this bridge called my back and Anglo-American feminism« die Kritik an einer solchen Praxis innerhalb der feministischen Forschung folgendermaßen:

»There is a tendency in more sophisticated and elaborate gender standpoint epistemologies to affirm ›an identity made up of heterogeneous and heteronomous representations of gender, race, and class, and often indeed across languages and cultures‹ with one breath, and with the next to refuse to explore how that identity may be theorized or analyzed, by reconfirming a unified subjectivity or ›shared consciousness‹ through gender. The difference is handed over with one hand and taken away with the other.« (Alarcón 1990, 364)

Aus den genannten Gründen erscheint es mir von größter Wichtigkeit, Kategorien wie z.B. Gender und *race* in ihrer Durchkreuzung, gegenseitigen Bedingtheit und Überlagerung über die additive Aufzählpraxis hinaus zu untersuchen. Dies könnte z.B. parallel zu Michael Omi und Harold Winants Konzept der »racial formation« geschehen, indem der Akzent auf den Prozeß der Konstituierung von Kategorien gelegt wird. Omi und Winant begreifen »racial formation« als »sociohistorical process by which racial categories are created, inhabited, transformed, and destroyed« (Omi/Winant 1994, 55), und innerhalb dessen dominante Paradigmen, über Rasse zu sprechen — wie Sexualität, Klasse, Nation, Gender —, greifen.

Damit würde auch der zu Beginn dieses Beitrags postulierte Anspruch der aus den emanzipatorischen Bewegungen der 60er entstandenen theoretischen Ansätze, die kritische Befragung der eigenen Begriffe konsequent mitzudenken, eingelöst werden bzw. stärker in das Blickfeld des Forschungsinteresses gelangen. Die Untersuchung der Überkreuzung der Kategorien bringt zugleich neues Wissen über die Begriffe selbst, ihre Gültigkeit und Nützlichkeit als Analysekatoren. Für die Genealogie z.B. des Begriffs Gender scheint es unerlässlich, über die Nähe zu anderen Begriffen nachzudenken, um zu verstehen, wie sie kulturell habitualisiert werden konnten.

»Passing« und »Queering« als Erzählungen der Überkreuzung von *race*, Sexualität und Gender

In meinen folgenden Ausführungen möchte ich auf das Verhältnis von Gender, Sexualität und *race* eingehen, indem ich mich auf Analysen beziehe, die das Verhältnis der genannten Kategorien zueinander historisch konkret betrachten. Nicht wenige Arbeiten im Kontext U.S.-amerikanischer und postkolonialer Studien beschäftigen sich mit der Verflechtung von *race*, Sexualität und Geschlecht und deren Repräsentationen in literarischen Texten. Dabei sind es gerade Orte der Abweichung oder Bruchstellen, die als Ausgangspunkt der Analyse dienen, da sie bereits Brüche einer angenommenen Reinheit der Kategorien darstellen bzw. darauf verweisen.

Marylynne Diggs zeigt mit ihrer Untersuchung »Surveying the Intersection: Pathology, Secrecy, and the Discourses of Racial and Sexual Identity« anhand von Erzählungen pathologischer und verheimlichter Identitäten²¹ aus dem U.S. amerikanischen Kontext des 19. Jahrhunderts,

»that the discourses of racial and sexual identity, insofar as they are discourses about pathology or secrecy, are places where racial and sexual identity intersect, points at which they coincide, and also points at which they diverge. Pathology

²¹ Als Theoretisierung des »sexually deviant« und des »racial other« wurden Sexualität und Rasse als biologische und pathologische Differenzen verstanden. Sie wirkten als Kontrollmechanismus, denn die Differenz wurde als schändliches Geheimnis konstituiert, das Selbst-Überwachung garantierte. Rassische und sexuelle Identität waren somit etwas, das entdeckt werden konnte und vor anderen geheim gehalten werden mußte.

and secrecy are thematic sites where the discourses of racial science, racial identity, sexual science, and sexual identity cross over one another and interconnect, informing one another, developing similar representations of the self, meeting related ideological interests, and yet retaining a specificity which any simplistic conflation of the discourses and identity elides.« (Diggs 1993, 4)

Judith Raiskin untersucht in »Inverts and Hybrids: Lesbian Rewritings of Sexual and Racial Identities« (1994) zeitgenössische Texte von »border intellectuals«, die die Verschmelzung und Überlagerung der Kategorien literarisch verarbeiten. Ania Loomba (1998) denkt bezüglich post-/kolonialer Identitäten Geschlecht, Sexualität, Rasse und Klasse zusammen.

Alle drei Kritikerinnen verweisen auf den Zusammenhang der Herausbildung der modernen Begriffe Sexualität und *race* mit den Wissenschaftsdiskursen des 19. Jahrhunderts. Sie beziehen sich dabei auf einen einflußreichen Aufsatz von Nancy L. Stepan, die argumentiert, daß die Wissenschaftsdiskurse des 19. Jahrhunderts Klassifikationssysteme entwickelten, die auf Beziehungen von Analogie und Metapher beruhen. Loomba paraphrasiert Stepan wie folgt:

»So fundamental was the analogy between race and gender (in scientific writings) that the major modes of explanation of racial traits were used to explain sexual traits ... Science did not proceed through empirical observation ›but by and through a metaphorical system that structured the experience and understanding of difference and that in essence created the objects of difference‹ ... Initially, women were described in terms taken from racial discourse, and then gender differences were used in turn to explain racial difference« (Loomba 1998, 160f.)

Die soziosymbolischen Formen werden wechselseitig zum Modell und modulieren einander. In Stepans Argument führen die Analogien in der Theoretisierung zur Übertragung. Als Wissenschaftler im 19. Jahrhundert die Analogie zwischen Differenzen hinsichtlich *race* und Sexualität, sowie *race* und Klasse annahmen und begannen, auf der Basis dieser Analogien neue Daten zu produzieren, trafen ihre Interpretationen von menschlicher Ähnlichkeit bzw. Differenz zum Teil wegen ihrer Übereinstimmung mit den kulturellen Erwartungen auf breite Akzeptanz. Wissenschaft erhob also bis dato unbewußt gezogene Analogien in den Status »selbst-bewußter« Theorie. Sie erweiterte die an diese Analogien geknüpften Bedeutungen, erweiterte deren Reichweite durch neue Beobachtungen und Vergleiche und präzisierte sie schließlich durch Spezialvokabular. Die Analogien wurden so in der Wissenschaftssprache naturalisiert und ihre metaphorische Natur verdeckt. Metapher und Analogie werden konstitutive Elemente der Wissenschaft. (vgl. Stepan 1990, 42f.)

»It may be, indeed, that what makes an analogy suitable for scientific purposes is its ability to be suggestive of new systems of implications, new hypotheses, and therefore new observations. « (Stepan 1990, 45)

Metaphern ihrerseits selektieren, heben hervor, unterdrücken und organisieren Merkmale der Realität.

»Metaphor has become so woven into our cultural and linguistic system ... [because it has] lost its obviously metaphorical quality and ... seem[s] a part of ›nature‹ ... it is metaphor that permits us to see similarities that the metaphor itself helps constitute.« (Stepan 1990, 48)

Die Prozesse der Überkreuzung materialisieren/bündeln sich in bestimmten, immer wiederkehrenden Symbolen. So funktionieren zentrale Metaphern entlang der Achsen verschiedener Identitätskategorien, im konkreten Fall *race/ethnicity* und *gender/sexuality*. Gerade Phänomene wie das »Passing« oder »Queering«, die an den Rändern der als stabil eingeführten Kategorien greifen und so deren Unstabilität vorführen sowie Ängste vor »rassischer«/kultureller Unreinheit und geschlechtlicher Uneindeutigkeit gestalten, bieten sich an dieser Stelle für eine genauere Untersuchung an. Das Phänomen des »Passing« läßt sich als »transgender« Prozeß und ebenso als »transrace« Prozeß beschreiben²². So bezeichnet »Passing« zunächst eine kulturelle Praxis im Kontext der U.S. amerikanischen Gesellschaft, in der Menschen sich der Markierung hinsichtlich *race* entziehen und als »weiß« leben, obwohl sie aufgrund der Rassengesetze als »schwarz« gelten. Parallel werden in der Theoretisierung von Gender Prozesse des Überschreitens von Gender-Grenzen mit dem Begriff »passing« bezeichnet. Judith Butler argumentiert in ihrer Analyse von Nella Larsens Buch *Passing*, daß sich in der Metapher des Passing die Kategorien, nämlich Gender, Sexualität und *race*, überlagern und gegenseitig konstituieren. Der Diskurs von »miscegenation« [Rassenmischung] bringt nach Loomba (vgl. Loomba 1998, 159) die Ängste vor weiblicher Sexualität einerseits und um »Rassenreinheit« andererseits zusammen und durchdringt mit fortschreitendem kolonialen Kontakt europäische und euro-amerikanische Kultur²³. Das Bild der Vergewaltigung wird zur häufigen Metapher für koloniale Beziehungen, um Prozesse von Machtausübung/Dominierung zu beschreiben. Loomba stellt fest: »Sexuality is thus a means for the maintenance or erosion of racial difference.« (Loomba 1998, 159) Die Kategorien wirken ihrer Meinung nach also aufeinander verstärkend oder auflösend.

Diggs versucht dem Sexualitätsdispositiv Foucaults, genauer der Behauptung der Vorrangigkeit von Sexualität, Rasse als pathologische Differenz zur Seite zu stellen. Sie verweist auf die Notwendigkeit, sich die pathologisierten und verheimlichten Identitäten differenzierter anzuschauen, auf Ähnlichkeiten und Unterschiede in der Rhetorik von Rassismus und Sexismus zu achten und

²² Zum Begriff des »queering«, der sich zunächst auf die Position der Abweichung von der Norm bezieht und somit potentiell sowohl Konnotationen hinsichtlich Gender, Sexualität als auch *race* beinhalten kann, vgl. Butler 1993, Kapitel 6.

²³ Auch kulturell bzw. ethnisch besetzte Symbolfiguren wie »mestiza« oder »Malinche« sind als Kreuzungspunkt von Prozessen des »racializing«, »sexualizing« und »gendering« konstituiert.

schließlich die Konstruktion »sexualisierter Rassen« (»sexualized races: races represented as having specific sexual characteristics«) bzw. »rassisierter Sexualitäten« (»racialized sexes: sexualities represented as a different race«) zu untersuchen.²⁴

Gibt es gute Gründe, die einzelnen Kategorien als Analysekatoren auseinanderzuhalten, so ist dies als alleinige Strategie nicht ausreichend. Das Ineinandergreifen von verschiedenen Kategorien zu analysieren und Prozesse des »gendering«, »sexualizing« bzw. »racializing« zu untersuchen, sind Wege, über eine bloße Addition hinauszugehen. Im Vordergrund steht in diesen Analysen der Prozeßcharakter der Konstituierung der Kategorien, nicht fertige, abgeschlossene Kategorien.

Eine weitere Möglichkeit, die Begriffe wie Gender oder *race* als durchlässig und prozeßhaft zu begreifen, ist, zu durchleuchten, wie sie sich in Phänomenen wie Körper materialisieren²⁵. Körper — gedacht als interaktiv, produktiv (vgl. Elisabeth Grosz 1994, x-xi) — bilden einen Ort, der als Ergebnis von Überkreuzungsprozessen von u.a. *race*, Gender, Sexualität entsteht.

»Race and Gender cannot be compared because they are in fact inextricable; there are no unraced gendered persons, nor ungendered raced persons. Racializing and gendering are social and political processes of consigning bodies to social categories and thus rendering them into political, economic, sexual, and residential positions.« (Bratford/Sartwell 1997, 192)

Gender, *race* und Sexualität und literaturwissenschaftliche Textanalyse

Auffällig ist, daß eine Reihe von KulturwissenschaftlerInnen, PhilosophInnen und SoziologInnen ihre Argumentationen bezüglich der Performativität von Identitäten am Beispiel literarischer Texte führen. Literatur erscheint als Ort der Artikulation und Produktion von (kulturellen) Identitäten sowie deren Verschiebungsprozessen. In literarischen Texten rückt die Arbitrarität von Metaphern wieder stärker in den Vordergrund und stellt einen Gegenpol zu den naturalisierten Metaphern im Wissenschaftsdiskurs da. Daraus ergeben sich folgende Fragen an literarische Texte, die nicht nur im Kontext der Literaturwissenschaft gestellt werden: Welche Rolle spielen literarische Texte in der Herausbildung und Verfestigung bzw. Subversion von Identitätskategorien? Wie werden die Konzepte *race* und Gender sowie Sexualität in den konkreten Texten konstruiert, und warum sind sie in unterschiedlicher Weise präsent? In welchem Verhältnis stehen literarische und nichtliterarische Texte in einer diskursanalytischen Betrachtung?

²⁴ Hier verweist Diggs auf die Texte von Gloria Anzaldúa, Cherríe Moraga, Audre Lorde, auf die historischen Arbeiten von Sander Gilman, Nancy Stepan und die theoretischen Texte von Norma Alarcón und Chela Sandoval.

²⁵ Parallel kann in Analysen des Begehrens oder des Blickes vorgegangen werden.

Ina Schabert verweist in ihren Überlegungen zu Gender als Kategorie einer neuen Literaturgeschichtsschreibung sehr treffend auf die Besonderheit literarischer Texte bezüglich der Repräsentation der Identitätskategorien:

»Sobald man sich daran macht, Geschlechterbeziehungen in konkreten historischen und literarhistorischen Zusammenhängen zu erforschen, stellt sich heraus, daß diese nicht unabhängig von anderen, sie durchkreuzenden, ausgleichenden oder verstärkenden Unterordnungsverhältnissen gesehen und gedeutet werden können ... Literarische Texte können durch ihre Rhetorik metonymischer Verschiebungen und metaphorischer Gleichsetzungen dieses simultane Wirken von sozialer und ethnischer Differenz und Geschlechterdifferenz sehr frei und gegebenenfalls auch manipulativ im Sinne schichten- oder geschlechterspezifischer Positionen interpretieren.« (Schabert 1995, 193)

Für die literarische Textanalyse ist aufschlußreich, wie dieselben Metaphern und Symbole im Rahmen unterschiedlicher Konzepte als Zeichen funktionieren. Wer oder was wird in welchem Kontext zum Zeichen? Wie werden wissenschaftliche Diskurse in die literarischen Texte geholt und in ihnen verarbeitet? Wie werden die Texte durch die Identitätskategorien ... strukturiert? Wie werden die Identitätskategorien in bestimmten Genres verhandelt und möglicherweise verfestigt?

Eine Analyse, die sich diesen Fragen stellt, muß notwendigerweise textanalytische, diskursanalytische, literatursoziologische, kulturkritische, literarhistorische Ansätze integrieren. Fragestellungen, Instrumentarium und Ergebnisse verschiedener Wissenschaften kommen dabei zum Einsatz. Insofern sind literarische Textanalyse und literaturwissenschaftliches Analyseinstrumentarium für das Verständnis der Funktionsweise der Kategorien *race*, Gender und Sexualität auch außerhalb der Literaturwissenschaft von Bedeutung. Die detaillierte Untersuchung macht interdisziplinäre Arbeit notwendig, die im besten Fall transdisziplinär ist, weil sie das Verständnis der Disziplinen selbst sowie ihrer Begrifflichkeiten hinterfragt und verändert.

Literatur

- Alarcón, Norma 1990: The theoretical subject(s) in this bridge called my back and Anglo-American feminism. In: *Haciendo Caras/Making Faces*. Gloria Anzaldúa (Hg.). San Francisco: Spinsters/Aunt Lute Press
- Bradford, Judith/Sartwell, Crispin 1997: Voiced bodies/Embodied Voices. In: *Race/Sex: their sameness, difference, and interplay*. Naomi Zack (Hg.), New York/London: Routledge, 191-203
- Butler, Judith 1993: *Bodies that matter: On the discursive limits of ›sex‹*. New York: Routledge

- Christian, Barbara 1994: Diminishing Returns: Can Black Feminism(s) Survive. In: *Multiculturalism: a critical reader*. David Theo Goldberg, Oxford: Blackwell, 168-179
- De Lauretis, Teresa 1994: *The Practice of Love*. Bloomington: Indiana University Press.
- Diggs, Marylynne 1993: Surveying the Intersection: Pathology, Secrecy, and the Discourses of Racial and Sexual Identity. In: *Journal of Homosexuality*, Vol. 26, No.2/3, 1-19
- Grosz, Elisabeth 1994: *Volatile Bodies. Toward a corporeal feminism*. Bloomington: Indiana University Press.
- Loomba, Ania 1998: *Colonialism/Postcolonialism*. London/New York: Routledge
- Maihofer, Andrea 1994: Geschlecht als hegemonialer Diskurs. Ansätze zu einer kritischen Theorie des »Geschlechts«. In: *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*. Theresa Wobbe, Gesa Lindemann (Hg.), Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Omi, Michael/Winant, Howard ²1994: *Racial Formation in the United States. From the 1960s to the 1990s*. New York: Routledge
- Raiskin, Judith 1994: Inverts and Hybrids: Lesbian Rewritings of Sexual and Racial Identities. In: *The Lesbian Postmodern*. (Hg.) Laura Doan, New York: Columbia UP, 156-172
- Sandoval, Chela 1998: Mestizaje as Method: Feminists-of-Color Challenge the Canon. In: *Living Chicana Theory*. Carla Trujillo (Hg.), Berkeley: Third Woman Press, 352-370
- Schabert, Ina 1995: Gender als Kategorie einer neuen Literaturgeschichtsschreibung. In: *Genus — Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*. Hadumod Bußmann, Renate Hof (Hg.), Stuttgart: Kröner, 162-204
- Stepan, Nancy Leys 1990: »Race and Gender: The Role of Analogy in Science«. In: *The Anatomy of Racism*. D.T. Goldberg (Hg.), Minneapolis/London: UP of Minnesota, 38-57

Kurzbiographie

Anja Bandau: Studium der Anglistik/Amerikanistik, Slavistik und Französisistik; derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Romanistik der Universität Potsdam; schreibt an einer Dissertation zur Problematik der Identitätskonstruktion in Texten von mexikanisch-amerikanischen Autorinnen; Forschungsschwerpunkte: postkoloniale und feministische Literaturwissenschaft

Birgit Sauer

»Bringing gender back in.« Konturen politikwissenschaftlicher Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum

1. Geschlecht als »analytische Kategorie«. Genese der politikwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum

Die Herausbildung politikwissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung zeichnet sich durch »institutionelle Verspätung« aus. Bis zum Beginn der neunziger Jahre war sie kaum sichtbar²⁶. Dies heißt freilich nicht, daß es sie nicht gegeben hat: Politologinnen waren gezwungen, wissenschaftliches Asyl in leichter zugänglichen Disziplinen wie Soziologie und Geschichtswissenschaft zu suchen. In dieser Phase beschieden sich Politologinnen damit, Frauen und ihre in der Disziplin üblicherweise als »privat« abqualifizierten Lebenszusammenhänge in die Gegenstände der Disziplin einzubringen. Es dominierten policy-orientierte Forschungsinteressen vorrangig in den »weichen« Sphären der Familien-, Arbeitsmarkt- und Frauenpolitik. Die Entdeckung eines »Subjekts Frau« auch in traditionellen Politikbereichen strukturierte feministische Politikwissenschaft bis Mitte der achtziger Jahre im diskursiven Horizont des Differenzstandpunktes: Der politische Ausschluß von Frauen wurde positiv (um)gedeutet: Frauen haben ein »anderes«, »weibliches« Politikverständnis.

Kennzeichen feministischer Politikwissenschaft in den neunziger Jahren sind eine thematische Ausweitung sowie die methodologisch-theoretische und institutionelle Diversifizierung. Parteien und politische Institutionen, politische Strukturen und Prozesse, Demokratisierungsprozesse in Osteuropa, Afrika, Asien und auf EU-Ebene, historisch-vergleichende Staats- und Institutionenbildung oder Theorien der Demokratie sind mittlerweile ebenso wie die »harten« Politikwelten der internationalen Politik und Militärpolitik kritischem feministischem Nachfragen ausgesetzt. *Die* feministische Politikwissenschaft gibt es heute freilich ebensowenig wie ein gemeinsames theoretisches oder wissenschaftliches Paradigma. Sehr unterschiedliche Perspektiven und Schwerpunktsetzungen mit überaus differenten konzeptuellen Herangehensweisen bewohnen das Haus politikwissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung. Die sequenzielle Entwicklung feministischer Ansätze vom liberalen Gleichheitspostulat über marxistische Ansätze,

²⁶ In dem von der Senatskommission für Frauenforschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft edierten Band über die »Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland« (Deutsche Forschungsgemeinschaft 1994) sind nur Teilaspekte politikwissenschaftlicher Frauenforschung behandelt. Dieses Kapitel ist vom Politologen Franz Urban Pappi und von der Soziologin Ilona Ostner verfaßt (vgl. Pappi/Ostner 1994).

Standpunktfeminismus und gynozentrischen Differenzfeminismus bis hin zu dekonstruktivistischen und postmodernen Ansätzen²⁷ fand auch in der politikwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung ihren Niederschlag. Heute lassen sich zwei große Stränge in der feministischen Politikwissenschaft unterscheiden: erstens ein »postmoderner« und zweitens ein »strukturalistischer« Strang (Lang 1994, 643), die sich in unterschiedlicher Weise mit der Gleichheit/Differenz-Debatte kombinieren. Inzwischen ist eine zweite Publikationsreihe zum Thema »Politik und Geschlecht« (Leske + Budrich) Ausdruck auch institutioneller Diversifizierung. Die erste Publikationsreihe des Arbeitskreises »Politik und Geschlecht« in der DVPW mit dem Titel »Politik der Geschlechterverhältnisse« (Campus Verlag) wurde 1994 ins Leben gerufen.

Versteht man Frauenforschung vornehmlich als »Thematisierung und Sichtbarmachung von Frauen«, Geschlechterforschung hingegen als »Dekonstruktion der Geschlechterverhältnisse« (Gehmacher/Singer 1999, 30), so wird deutlich, daß feministische Politikwissenschaft sich zeitgleich mit ihrer bewußt disziplinären Verortung tendenziell auf einen dekonstruktiven Ansatz bezog: Der feministische Arbeitskreis in der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft nannte sich »Politik und Geschlecht«. Aus dem bloßen »Hinzufügen« weiblicher Lebenswelten, so der »Gründungskonsens«, sollte sich ein umfassender Ansatz der Dekonstruktion männlich generierter und maskulin aufgeladener Politik sowie ihrer Theoretisierungen entwickeln. Das Feld der Politik mußte überhaupt erst als Terrain begrifflich-frauenforscherisch erschlossen werden. Mit dem Problem, das Abwesende und Unsichtbare — Frauen in der institutionalisierten Politik — benennen und analysieren zu wollen, rückte die Bezogenheit der Geschlechter aufeinander, das Geschlechterverhältnis, ins Zentrum feministischer Theoriebildung. Der Blick auf die »besetzten Plätze« der Politik, auf Männer und Maskulinismen, drängte sich also vom politikwissenschaftlichen Gegenstand her auf; nicht zufällig war der Zündfunke für eine disziplinäre Organisation feministischer Politikwissenschaft die Diskussion um »den Staat«²⁸.

Die theoretische Unschärfe feministischer Geschlechterbegrifflichkeit der ersten Jahre läßt sich in drei Punkten zusammenfassen:

1. Die Gleichheit/Differenz-Aporie wird zur »weiblichen Politik« verflacht.
2. »Geschlecht« bleibt in empirischen Untersuchungen eine beschreibende Kategorie, die die politische Herstellung von Geschlechteridentität und vergeschlechtlichten Körpern im politischen Raum nur unzureichend erfaßt.

²⁷ Zur Klassifizierung feministischer Theorieströme vgl. Holland-Cunz (1996, 363ff.).

²⁸ Das Thema der »Gründungsversammlung« des Arbeitskreises »Politik und Geschlecht« in der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft lautete »Staat aus feministischer Sicht« (vgl. Biester et al. 1992).

3. Die postmoderne Umlenkung auf die Kategorie »Geschlecht« führte zum Verlust des Politischen. Darauf möchte ich im folgenden näher eingehen.

2. »Trouble in politics« — Das Unbehagen in der Politik und die Kategorie Geschlecht

Die Herausbildung einer disziplinär orientierten politikwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung fiel im deutschsprachigen Kontext mit der postmodernen Herausforderung²⁹ der Gleichheit/Differenz-Debatte zusammen.

Ich möchte daher kurz die Bedeutung dieser dekonstruktivistischen Praxis für feministische Politikwissenschaft skizzieren:

1. Durch die Problematisierung der sex/gender-Debatte wurde »Geschlecht« selbst erklärungsbedürftig, und erst dadurch öffnete sich »der Raum einer kritischen (Gesellschafts)Theorie des Geschlechts« (Maihofer 1995, 75).

Welche Konsequenzen zeitigte dies für feministische Politikwissenschaft? Poststrukturalistische Ansätze bringen vor allem die essentialistischen Unterstellungen einer gynozentrischen Verengung auf »weibliche Politik« ins Bewußtsein. Auch der von feministischen Politikwissenschaftlerinnen eingeschlagene Weg einer Verschiebung vom Fokus »Frauen« hin zur Dekonstruktion von Geschlechterverhältnissen wurde bestätigt. Die an das Dekonstruktionsprogramm geknüpfte Rede vom »Ende des Subjekts« erschütterte feministische Politikwissenschaft allerdings an einem zentralen Punkt: Ihr disziplinspezifisches Anliegen war es gerade, den in der Politikwissenschaft vorherrschenden Gestus eines funktionalistischen Struktur- und rationalistisch-entpersönlichenden Akteursbegriffs, also die Entsubjektivierung von Politik, als einen Mechanismus der Entgeschlechtlichung und maskulinistischen Neutralisierung der Disziplin zu entlarven. Politische Institutionen, Strukturen und Verfahren sollten »sexualisiert«, »vergeschlechtlicht«, »subjektiviert« und damit in Frage gestellt werden. Nun lag die Gefahr nahe, daß Politik als Politik von Subjekten durch das postmoderne Programm nicht mehr begründbar war.

Mittlerweile gibt es produktive, gesellschaftstheoretisch orientierte Reformulierungen postmoderner Dekonstruktion von Subjektivität. Entgegen den vereinfachenden Kritiken von der *De/struktion* (feministischer) Politik durch *De/konstruktion* von Identitäten weist beispielsweise Isabell Lorey in ihrer Auseinandersetzung mit dem Werk von Judith Butler darauf hin, daß es darum geht »die *Konstitutions*prozesse von kollektiven wie individuellen Subjekten zu beschreiben und zu analysieren«, also die »Produktivität und *Hervorbringung*«

²⁹ Zur Diskussion der Begrifflichkeit »Postmoderne« und »Poststrukturalismus« vgl. Knapp 1998. Ich verwende »postmodern« als Sammelbegriff für »die Auffassung, daß die gegenwärtigen westlichen Gesellschaften einen Transformationsprozeß durchlaufen, der einschneidende Auswirkungen auf die Form der Sozialintegration, auf Subjektivität, auf Wissensproduktion und auf die politische Verfassung hat« (ebd., 38).

jener Identitäten in den kritischen Blick zu nehmen, die üblicherweise nur »zur Sprache gebracht« zu werden scheinen (Lorey 1998, 100f., Hervorhebung B.S.; vgl. auch Wartenpfehl 1999, 74; Kahlert 1999, 84). Dekonstruktion von Identität ist deshalb nicht als Ende von (Identitäts)Politik, sondern als Neubegründung des Politischen zu begreifen (vgl. Lorey 1998, 111).

2. Ein weiterer Angriff auf politikwissenschaftliche Grundkategorien war die sogenannte antifundamentalistische Dekonstruktion des politischen Kollektivsubjekts »die Frauen«. Die Möglichkeit einer politisch-strategischen Gruppe »Frauen« wird als zwangsvereinheitlichende Konstruktion in Zweifel gezogen: »Die Vereindeutigung des Vielfältigen ist immer eine Konstruktion.« (Lorey 1998, 102) Nun hat die feministische Bewegung von Anbeginn an die von »Staatspolitik« konstruierte Kollektivkategorie »apolitische Frau« kritisiert³⁰. Neu am dekonstruktiven Gedanken ist freilich, daß Frauenbewegung und Frauenforschung selbst auf »Vereindeutigungen« basieren und deshalb strategisch wie auch analytisch zu kurz greifen. In der Folge wurden deshalb die Differenzen zwischen Frauen und damit die Unmöglichkeit eines Universalismus betont, der Frauenbewegung als Bewegung zur Beseitigung von Geschlechterungleichheit legitimieren könnte.

Der Frontstellung gegenüber feministischem Universalismus liegt ein Mißverständnis postmoderner Dekonstruktion zugrunde, nämlich die »unreflektierte und ungerechtfertigte Gleichsetzung von Essentialismus und Universalismus« (Klinger 1999, 103; vgl. auch Lang 1994, 664). In der Kategorienkritik von Geschlecht macht es Sinn, wie Cornelia Klinger vorschlägt, diese Begriffe zu scheiden: Während *Essentialismus* in der Tat die Gefahr einer Naturalisierung heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit benennt, geht es dem *Universalismus* eben nicht um ein wie auch immer begründetes Wesen der Geschlechter, sondern vielmehr um die »Allgemeinheit bzw. Verallgemeinerbarkeit von Aussagen und Normen« (Klinger 1999, 97). Feminismus als politische und politikwissenschaftliche Praxis aber braucht den Anspruch auf Universalismus, um den geleugneten Partikularismus im männlichen Universalismus entlarven zu können (vgl. ebd., 108f.).

3. Mit der These von der Unmöglichkeit von Identitätspolitik im Namen von Frauen ist die Infragestellung von Repräsentationsansprüchen, d.h. der Zweifel an der Rede »Wir Frauen«, unmittelbar verknüpft. Mit dem dekonstruktiven Instrumentarium läßt sich zwar Repräsentationspolitik in westlichen Gesellschaften radikaler hinterfragen, als dies bislang politikwissenschaftliche Demokratiekritik des Mainstream tat. Dort wird das Repräsentationsprinzip als »Achillesferse« liberaler Demokratie (Sartori) hingenommen, und soll durch ausgefeilte Proporzsysteme abgemildert werden. Die Vorstellung aber, daß der

³⁰ Regina Becker-Schmidt weist darauf hin, daß bereits Hedwig Dohm davon ausging, daß es soziale und politische Mechanismen gibt, die Frauen und Männer zu Genus-Gruppen »versämtlichen« (Becker-Schmidt 1998, 7).

Mechanismus der Repräsentation, das »Sprechen für« jemanden, ein Akt der Herrschaft und des Ausschlusses ist, wird vom politikwissenschaftlichen Mainstream nicht konzeptualisiert. Die Herrschaftlichkeit von Repräsentationsansprüchen (z.B. in der Rede »Wir Frauen«) zum Thema zu machen, ist ein zentrales Anliegen postmoderner Feministinnen. Ist aber mit der These von der Unmöglichkeit von Identitätspolitik im Namen von Frauen das Ende von Politik im Sinne eines gemeinsamen Handelns eingeläutet? Inzwischen gibt es plausible Überlegungen, daß die Kritik bisheriger frauenbewegter Identitätspolitik nicht gleich das Ende von Politik überhaupt unterstellt: »Identitätspolitik zu dekonstruieren bedeutet nicht das Ende von Politik«, sondern den Beginn einer neuen Form feministischer Politik (Lorey 1998, 97).

Diese drei postmodernen Einwände müssen m.E. noch politikwissenschaftlich ausbuchstabiert werden, ist doch für alle drei Aspekte »Politik« ein zentraler Begriff. Hier sehe ich noch ein weites Feld, denn die bislang vorliegenden dekonstruktiven Entwürfe bleiben unter politikwissenschaftlichem Blick defizitär. Auch die »gangbaren« Wege aus der postmodernen Politikalamität bedürfen einer Präzisierung. Anders gesprochen: In der Debatte um die Kategorie »Geschlecht« ist feministische Politikwissenschaft aufgefordert, den von der Frauenbewegung in den siebziger Jahren reklamierten »weiten Politikbegriff« am Ende der neunziger Jahre zu re-formulieren. Andernfalls läuft feministische Politikwissenschaft Gefahr, eine Debatte, die längst weitergegangen ist, »nachholend« noch einmal aufzulegen.

Ich möchte im folgenden auf eine dreifache Reduktion des Politikbegriffs in gegenwärtigen dekonstruktiven Ansätzen hinweisen:

1. Reduktion von Politik auf Politik der Frauenbewegung bzw. feministische Politik.

M.E. hat sich die politikwissenschaftliche Debatte im Anschluß an Judith Butlers Politikkritik selbst beschränkt. Eine Vielzahl postmoderner Beiträge zu »Geschlecht und Politik« verengen Politik auf feministische Politik (vgl. u.a. Niekant 1999; Hänsch 1999; Wartenpfehl 1999; auch Lorey 1998 und Pühl 1994, 7). Feministische Politikwissenschaft muß demgegenüber in ihrer Theorie und Empirie einen »weiteren« Begriff des Politischen formulieren. Die Reduktion des Zusammenhangs von »Geschlecht und Politik« auf feministische Politik hat Konsequenzen für die Theoriebildung: Eine »Theorie feministischer Politik« wird deutlich zugunsten einer »feministischen Politiktheorie« präferiert, ja mir scheint, daß die Unterscheidung nicht einmal bewußt ist. Wohl wissend, daß diese beiden Theorien nicht sauber zu trennen sind, möchte ich doch auf dem Unterschied beharren und vor allem darauf, daß das politikwissenschaftliche feministische Projekt das einer »feministischen Politiktheorie« sein sollte, einer Theorie, die — sonst wäre sie nicht feministisch — Geschlecht als Ausgangspunkt politischer Analyse nimmt.

2. »Weitung« des Politikbegriffs bis zur Unkenntlichkeit

Travestie ist Politik, »wenn man Politik *auch* versteht als die Anstrengung, die Wahrnehmungsprinzipien zu verändern, mit denen wir die soziale Welt konstruieren und sinnvoll machen« (Hark 1998, 124, Hervorhebung B.S.). Dekonstruktion und Infragestellung von Geschlechterkonstruktionen, die Absage an Essentialisierung und Naturalisierung der Verbindung von Geschlecht und Sexualität sind ohne Zweifel »politische« Praxen. Aber dies allein macht das Politische nicht aus. Die »Schlagseite« des dekonstruktivistischen Politikbegriffs liegt in seiner Entgrenzung bis hin zur Auflösung ins Kulturelle bzw. Soziale begründet. Sabine Hark ist sich der Problematik einer solchen Entdifferenzierung von Kultur und Politik bewußt (vgl. ebd., 120), doch was Politik »noch« bedeuten könnte, erwähnt sie nicht. Dies, so meine ich, könnte und sollte Aufgabe feministischer Politikwissenschaft sein.

Diese hat nun in der Geschichte der Weiterung und Entgrenzung des Politischen eine eigene, ent-politisierende Zonierung vorgenommen. Sie schuf die Zone des abgelehnten politischen Systems, die der Strahl feministischer Aufklärung nicht mehr erreicht. Feministische Politikwissenschaft ist aber m.E. aufgefordert, die Aufeinanderbezogenheit eines weiten Begriffs des Politischen mit dem engen institutionellen Politikbegriff in Verbindung zu setzen. Geschieht dies nicht, liegt die Gefahr eines binnenfeministischen, selbstbezüglichen Diskurses, der den Anschluß verliert an die institutionelle Hardware, aber auch an Theoriedebatten, durchaus nahe.

3. »Schwacher« Politikbegriff der Handlungsdimension

Die Denkbewegung der Travestie von Geschlechtszuschreibungen reduziert Politik auf einen vergleichsweise individualisierten Akt. Politik wird in Handlung aufgelöst, überindividuelle Strukturen, Verhärtungen, institutionelle Sedimentierungen und die Zwangsförmigkeit vorgegebener Muster geraten aus dem Blick. Dieser einseitig verengte Begriff des Politischen muß ganz notwendig um eine Strukturdimension erweitert werden. Denn die aus der Handlungsorientierung folgende politische Selbstbescheidung ist fatal: »Die Politik (in) der GeschlechterParodie wird mit Sicherheit nicht einen Umsturz der Ordnung der Dinge, der materiellen Strukturen bewirken.« (ebd., 135) Auch wenn man nicht dem Bild des »Umsturzes« nachhängen sollte, muß doch ein emanzipatives Projekt auch und gerade die materiellen Bedingungen der Freiheit und Gleichheit aller Geschlechter im Blick haben. Eine feministische politische Theorie wäre politisch naiv, würde sie eine Entkoppelung von Politik als Handlung und Politik als Struktur übernehmen — sie muß sich beispielsweise auch an »ökonomischen Strukturen« versuchen, sonst beraubt sie sich ihrer gesellschaftstransformierenden Potenzen.

3. Die »condition politique« am Ende des 20. Jahrhunderts. Kontexte einer feministischen Theoriedebatte in der Politikwissenschaft

Vor unseren Augen vollzieht sich ein seit dem Zusammenbruch des Realsozialismus beschleunigter radikaler gesellschaftlicher, ökonomischer und politischer Wandel, der an allen Orten der Welt spürbar ist. Dieser neue Kontext des Politischen, wird von den einen als postmodern, von anderen als postfordistisch oder als postindustriell, von anderen wiederum als Globalisierung oder »reflexive Modernität« begrifflich zu fassen gesucht. Ökonomische Globalisierung, politische Internationalisierung und nationalstaatliche Entgrenzung transformieren die Grundlagen nationaler Politik radikal. Formen der Regionalisierung und Re-Nationalisierung werden ebenso sichtbar wie eine weitere Fragmentierung des Globus, eine weltweite Ungleichverteilung von Ressourcen und die Militarisierung der Außenpolitik. Auf nationalstaatlicher Ebene sind Ökonomisierung und Einengung des Politischen sowie die Paradoxierung von Demokratie absehbar.

Die ökonomischen, sozialen und politischen Transformationen werden Geschlechterungleichheit keineswegs beseitigen. Im Gegenteil: Das in den letzten 200 Jahren gültige und erfolgreich institutionalisierte hierarchische, ungerechte, marginalisierende und ausbeutende Geschlechterregime wird restrukturiert. Wir befinden uns nicht in post-patriarchalen Zeiten, wenn damit gemeint ist, daß Ungleichheit qua Geschlecht zunehmend unbedeutend oder von anderen Differenzen gleichsam »abgelöst« wird. Vergeschlechtlichung wird nach wie vor eine probate staatliche Strategie zur »Lösung« sozialer und ökonomischer Probleme und hierarchische Zweigeschlechtlichkeit eine Ressource der politischen und ökonomischen Transformation bleiben. Deshalb bedarf es weiterhin einer »vergeschlechtlichten« Antwort, d.h. einer Politisierung und Mobilisierung von »Geschlecht« für mehr Gleichheit und Gerechtigkeit zwischen Frauen und Männern. Auf Geschlecht als analytische Erkenntniskategorie wie auch als Grundlage feministischer Strategiebildung darf nicht verzichtet werden (so auch Kahlert 1999, 88).

Diese Entwicklungen bilden den neuen Rahmen für (feministische) politische Praxis, und dieser transformative Kontext des Politischen bedarf feministischer Theoretisierung. Daraus ergeben sich zwei Aufgabenfelder feministischer Politikwissenschaft, nämlich die Zurechtlegung sowohl eines adäquaten Geschlechts- als auch Politikbegriffes. Der Streit um Postmoderne ist mittlerweile so weit abgekühlt, daß die »produktiven Impulse poststrukturalistischer Kritik« mit Ansätzen verknüpft werden, »die es erlauben, gesellschaftliche Strukturzusammenhänge in den Blick zu nehmen« (Knapp 1998, 27). Der Titel meines Beitrages ist nun eine gleichsam doppelte Anspielung auf den Band »Bringing the state back in« (Evans/Rueschemeyer/Skocpol 1985). Die HerausgeberInnen des Bandes plädieren dafür, staatliche Institutionen als Akteure mit einem eigenen politischen Gewicht wieder in die politikwissenschaftliche Diskussion zu

integrieren. In Anlehnung daran plädiere ich erstens dafür, die Kategorie »Geschlecht« *wieder* in die Politikwissenschaft einzuführen, d.h. sie explizit zu machen, weil sie nach wie vor nur implizit, als unentdeckte Männlichkeit, verhandelt wird. Zweitens möchte ich den politisch-institutionellen Charakter von Geschlecht konturieren.

Feministische Geschlechtertheorie in der Politikwissenschaft sollte ein begriffliches Handwerkszeug zur Verfügung stellen, mit dem feministische frauenbewegte Politik durchdacht und neu entworfen werden kann, mit dem aber auch staatliche Frauen- und Geschlechterpolitik sowie alle Formen von institutioneller Gleichstellungspolitik durchleuchtet werden können. Insbesondere die Exklusions- und prekären Inklusionsformen von Frauen und Männern in maskulinistisch geformte Institutionen müssen durchsichtig und verstehbar gemacht werden. Feministische Politikwissenschaft braucht also einen starken Begriff des Politischen, der die strukturelle Herrschaftlichkeit von Politik und die herrschaftliche Hartnäckigkeit von Geschlechterpolitiken ebenso erfassen kann, wie Politik als vermachtetes strategisches Handlungsfeld. Feministische Politikwissenschaft muß in meinen Augen im emphatischen Sinne »antipolitisch« sein, sie darf Politik aber nicht reduzieren.

4. Geschlecht als politische Institution. Ein Versuch

Ich kann im folgenden nur knapp skizzieren, wie sich »Geschlecht« und »Politik« analytisch aufeinander beziehen lassen. Die Verwobenheit der System- und Akteursperspektive möchte ich als den Doppelcharakter von Geschlecht und Institution bezeichnen. Geschlecht ist ein imprägniertes Denk- und Handlungsmuster von Individuen, eine strukturierende Struktur, die Handeln präformiert, aber auch ein verfestigtes Muster, eine strukturierte Struktur. Anders ausgedrückt: Geschlecht *ist* eine Institution und moderne politische Institutionen *haben* ein Geschlecht bzw. produzieren Geschlechter. Politik ist dann jenes strategische Feld der Produktion von Zweigeschlechtlichkeit. Der Institutionenbegriff darf also nicht im reduzierten politikwissenschaftlichen Sinne aufgefaßt werden, sondern soll als Indikator für die Herrschaftlichkeit, für das Politische von Konstruktionen fungieren. Es gilt also, einen subjektiv-individuellen, aber auch einen übersubjektiven Aspekt von Geschlecht in der Theorie zur Geltung kommen zu lassen. Darin entsteht ein »neuer Begriff des Politischen«, der dem neuen Kontext des Politischen gerecht werden kann. Zweigeschlechtlichkeit bringt überhaupt erst Politik hervor.

1. In der *politischen Kultur* als Denksystem und als institutionalisierte Symbolwelt wird die Definition von politisch und unpolitisch, von öffentlich und privat, von männlich und weiblich — die geschlechtliche Vermessung des politischen Raumes also — verhandelt. Politische Kulturen folgen dem Muster einer geschlechtshierarchischen Symbolik, sie basieren auf den »Denkgewohnheiten einer Kultur, die sich als männlich imaginiert« (List 1989, 11), die die männliche Suprematie allerdings als Geschlechtsneutralität

verschleiert. Die androzentrische Hegemonie erklärt den Mann zum *zón politicón* an sich und reproduziert Imaginationen vom »weiblichen Wesen« als vorpolitisch und apolitisch: Frauen werden im öffentlich-politischen Raum nur als das »Andere« geduldet.

2. Staatlichkeit und staatliche Institutionen

Der Staat ist ein strategisches, ein diskursives Feld, in dem (politische) Geschlechtsidentitäten konstruiert werden. Sie sind also nicht »vorstaatlich« (vgl. Pringle/Watson 1992, 68). Hegemoniale Staatsdiskurse präferieren beispielsweise Lebensentwürfe — z.B. die Erwerbsarbeitszentriertheit —, die in der Regel jene von Männern sind. Dennoch kann ein Staat maskulinistisch sein, ohne die Interessen von (vermeintlich biologischen) »Männern« zu vertreten (vgl. Brown 1992, 14). Die Konzeptualisierung von Staat als diskursivem Konstrukt muß durch einen Blick auf staatliche Institutionen, auf das »Ordnungssystem Staat« ergänzt werden. Staatliche Bürokratie ist männlich im doppelten Sinne: Sie ist erstens von einer Art »verschleiertem Maskulinismus« geprägt und zweitens im eigentlichen Sinne des Wortes »bemannt«. Die maskulinistische Produktivität politischer Institutionen beim Ausschluß von Frauen liegt in ihrer Potenz, Zweigeschlechtlichkeit, Weiblichkeit und Männlichkeit, herzustellen und Menschen zwangsweise zuzuordnen.

3. Auf der Ebene *politischer Prozesse und politischer AkteurInnen* sind Identitätsbildungs- und Interessenformulierungs- und -durchsetzungsprozesse in den feministisch-politikwissenschaftlichen Blick zu nehmen. Die Repolitisierung des Verhältnisses von »Frauen und Politik« impliziert, sich von der Vorstellung der *einen* weiblichen (öffentlich-politischen) Identität zu verabschieden. Die *politics*-Ebene muß neben den Aushandlungsprozessen über die Formulierung und Durchsetzung von Interessen auch Prozesse der Formierung von politischen AkteurInnen (z.B. Depolitisierung von Frauen) erfassen. Relevant für die Analyse von Geschlechtlichkeit im politischen Prozeß ist dann die Frage strategischer und struktureller Selektivität von Institutionen.

4. Die Ebene *politischer Subjekte* ist die der politischen Einstellungen, Vorstellungen und Motivationen. Hier spielen symbolisch codierte Geschlechtsrollen sowohl als kulturelle Institutionen wie auch als verinnerlichte Handlungsdispositionen eine Rolle. Der »weibliche politische Habitus« beispielsweise hat einen Doppelaspekt: »Weiblichkeit« ist nichts, das Frau hat und dann in die Politik mitbringt, sozusagen das politische Gepäck, »Weiblichkeit« ist eine Zuschreibung, die entpolitisiert und ein Indikator für Machtlosigkeit ist. »Weiblichkeit« wirkt aber auch als verinnerlichte Struktur entpolitisierend.

Literatur

- Becker-Schmidt, Regina 1998: Relationen zwischen den Geschlechtern, Konnexionen im Geschlechterverhältnis. In: *Zeitschrift für Frauenforschung* 3, 5-21
- Biester, Elke et. al (Hg.) 1992: *Staat aus feministischer Sicht*, Berlin: Eigenverlag
- Brown, Wendy 1992: Finding the Man in the State. In: *Feminist Studies* 1, 7-34
- Deutschen Forschungsgemeinschaft/Senatskommission für Frauenforschung (Hg.) 1994: *Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Bestandsaufnahme und forschungspolitische Konsequenzen*, Berlin: Akademie Verlag
- Evans, Peter B./Rueschemeyer Dietrich/Skocpol Theda (Hg.) 1985: *Bringing the State Back In*, Cambridge: Cambridge University Press
- Gehmacher, Johanna/Singer Mona 1999: Feministische Forschung in Österreich. Eine Geschichte zur Fortsetzung. In: *Frauenforschung, feministische Forschung, Gender Studies: Entwicklungen und Perspektiven* (Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft Bd. 8). (Hg.) Christina Lutter/ Elisabeth Menasse-Wiesbauer, Wien: Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr, 19-40
- Hänsch, Ulrike 1999: Subjektive Dimensionen im feministischen Streit um Geschlecht und Dekonstruktion. In: *Gender and Politics. »Geschlecht« in der feministischen Politikwissenschaft*. (Hg.) Christine Bauhardt / Angelika von Wahl, Opladen: Leske und Budrich, 47-62
- Hark, Sabine 1998: Parodistischer Ernst und politisches Spiel. Zur Politik in der GeschlechterParodie. In: *Kritische Differenzen — geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne*. (Hg.) Antje Hornscheidt/ Gabriele Jähnert/ Annette Schlichter, Opladen: Westdeutscher Verlag, 115-139
- Holland-Cunz, Barbara 1996: Feminismus: Politische Kritik patriarchaler Herrschaft. In: *Handbuch Politischer Theorien und Ideologien 2*. (Hg.) Franz Neumann, Opladen: Leske und Budrich, 357-388
- Kahlert, Heike 1999: Differenz als Positivität. Zum Bündnis von Feminismus und Postmoderne. In: *Gender and Politics. »Geschlecht« in der feministischen Politikwissenschaft*. (Hg.) Christine Bauhardt/Angelika von Wahl, Opladen: Leske und Budrich, 83-102
- Klinger, Cornelia 1999: Essentialismus, Universalismus und feministische Politik. In: *Frauenforschung, feministische Forschung, Gender Studies: Entwicklungen und Perspektiven* (Materialien zur Förderung von Frauen

- in der Wissenschaft Bd. 8). (Hg.) Christina Lutter/Elisabeth Menasse-Wiesbauer, Wien: Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr, 95-115
- Knapp, Gudrun-Axeli 1998: Postmoderne Theorie oder Theorie der Postmoderne? Anmerkungen aus feministischer Sicht. In: *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*. (Hg.) Dies., Frankfurt/M./New York: Campus, 25-83
- Lang, Sabine 1994: Geschlechterforschung, Postmoderne und die Wissenschaft von der Politik — Ansichten aus einem aktuellen Paradigmenstreit. In: *Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 4, 643-668
- List, Elisabeth 1989: Denkverhältnisse. Feminismus als Kritik. In: *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*. (Hg.) Elisabeth List/Herlinde Studer, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 7-34
- Lorey, Isabell 1998: Dekonstruierte Identitätspolitik. Zum Verhältnis von Theorie, Praxis und Politik. In: *Kritische Differenzen — geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne*. (Hg.) Antje Hornscheidt/ Gabriele Jähnert/Annette Schlichter, Opladen: Westdeutscher Verlag, 93-114
- Maihofer, Andrea 1995: *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*, Frankfurt/M.: Ulrike Helmer Verlag
- Niekant, Renate 1999: Zur Krise der Kategorien »Frauen« und »Geschlecht«. Judith Butler und der Abschied von feministischer Identitätspolitik. In: *Gender and Politics. »Geschlecht« in der feministischen Politikwissenschaft*. (Hg.) Christine Bauhardt/Angelika von Wahl, Opladen: Leske und Budrich, 29-45
- Pappi, Franz Urban/Ostner Ilona 1994: Policy-Forschung zur Frauen- und Geschlechterpolitik In: *Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Bestandsaufnahme und forschungspolitische Konsequenzen*. (Hg.) Deutsche Forschungsgemeinschaft/ Senatskommission für Frauenforschung, Berlin: Akademie Verlag, 136-144
- Pringle, Rosemary/Watson Sophie 1992: »Women's Interests« and the Post-Structuralist State. In: *Destabilizing Theory. Contemporary Feminist Debates*. (Hg.) Michèle Barrett/Anne Philips, Stanford, 53-73
- Pühl, Katharina 1994: Vorwort. In: *Geschlechterverhältnisse und Politik*. (Hg.) Institut für Sozialforschung, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 7-15
- Wartenpfehl, Birgit 1999: Dekonstruktive Bestimmung von Geschlecht — Identität — Differenz jenseits metaphysischer Gewißheiten.

Herausforderungen für feministische Politik und Wissenschaft. In: *Gender and Politics. »Geschlecht« in der feministischen Politikwissenschaft.* (Hg.) Christine Bauhardt/Angelika von Wahl, Opladen: Leske und Budrich, 65-82

Kurzbiographie:

Birgit Sauer, Politikwissenschaftlerin. Assistentin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Politik und Kultur, Politik der Geschlechterverhältnisse, Staats- und Institutionentheorien.

Judith Klinger

Ferne Welten, fremde Geschlechter Gender Studies in der germanistischen Mediaevistik

Gender Studies und Gender-Theorie sind nicht zu trennen von einer Kritik der Geschlechter-Ordnungen des 20. Jahrhunderts und ihren Machtstrukturen. Ein Interesse an Veränderung und alternativen Möglichkeiten, Identitäten zu denken, ist dem Ansatz programmatisch eingeschrieben, und so scheint der Schluß nahezuliegen, daß Methode und Kategorien wesentlicher Modifikationen bedürfen, um als Instrumentarium historischer Analyse überhaupt tauglich zu sein. Droht einerseits die moderne Perspektive dem Blick auf ältere Gesellschaften Scheuklappen anzulegen, so stellt sich andererseits die Frage, inwiefern die in historischen Studien gewonnenen Erkenntnisse überhaupt geschlechterpolitisch relevant sein können. Zwischen diesen beiden Risiken ideologisch verengter Wahrnehmung einerseits und der Irrelevanz für die zeitgenössische Auseinandersetzung andererseits bewegt sich auch die Gender-Forschung der literaturwissenschaftlichen Mediaevistik.

Solchen Einwänden ist zuerst entgegenzuhalten, daß interesselose Analyse einen Mythos des modernen Wissenschaftsdiskurses darstellt. Gerade über die Fiktion zeitenthobener, quasi subjektloser Forschung, deren Resultate als quantifizierbar und objektiv richtig gelten, konsolidiert sich die Mächtigkeit dieses Diskurses. Gegenüber der unpersönlichen Autorität seines ›Wir‹ machen sich alle Studien (nicht nur die feministischen) angreifbar, die mit einem identifizierbaren Ich auch klar definierte Interessen oder gar politische Ziele preisgeben.³¹ Eine solche Angreifbarkeit ist indes mehr als nur unvermeidlich, sie kann zugleich genau jene Offenheit produzieren, die nach kritischen Lesern verlangt und damit die Vielstimmigkeit des wissenschaftlichen Dialogs fördert. Historizität, Interesse und Grenzen der jeweiligen Methode und des eigenen Standpunkts mitzureflectieren, sollte insofern nicht als bloße Pflichtübung verstanden werden; ich werde später noch Überlegungen dazu anstellen, auf welche Weise ein derart kritisches Selbst-Bewußtsein auch mit methodischen Modifikationen einhergehen kann.

Welchen Beitrag können aber historische Geschlechter-Studien zur aktuellen Debatte, zu Theoriebildung und schließlich auch zur Praxis subversiver *gender performance* (vgl. Butler 1991, 200ff.) leisten? Mir scheint, daß es sich hier keineswegs um einen Randbezirk feministisch orientierter Forschung handelt, sondern vielmehr um ein Gebiet, von dem aus in den Kern der Theorie vorzustößen wäre. Schließlich impliziert die These von der kulturellen Konstruiertheit jedweder Geschlechtsidentität auch die Möglichkeit alternativer Konstruktionen, die Utopie einer anderen (Un-)Ordnung der Geschlechter, von

³¹ Zur Problematik politischen Engagements unter AkademikerInnen vgl. Fraser 1994, S. 9ff.

größerer Varianz und Mobilität als sie die binäre Organisation von ›männlich‹ und ›weiblich‹ im Rahmen der heterosexuellen Norm erlaubt. Versuche, sich eine alternative Zukunft der Geschlechter zu denken, können aber durch historische Untersuchungen neue Impulse erhalten und in ihrer Imaginationskraft erheblich gestützt werden, wenn es etwa gelingt, alternative Konzepte und Praktiken in historisch fernen Kulturen zu entdecken. Verfehlt auch im Sinne aktueller politischer Interessen wäre es ganz sicher, hier nur den Ursprüngen einer ›Unterdrückung‹ von ›weiblichen‹ Interessen nachzuspüren: Eine solche Argumentation gerät immer in die Gefahr, modernen Arrangements von Geschlecht und Macht letztlich doch wieder überhistorische Konsistenz zuzusprechen, sie damit in ihrem Anspruch auf Naturhaftigkeit zu stützen, statt ihre Legitimationsstrategien in Frage zu stellen. Es kann also keinesfalls darum gehen, allein die Archäologie der gegenwärtigen Ordnung und ihrer Diskurse zu betreiben: neben die Traditionslinien patriarchaler Ermächtigung müßten Beschreibungen und Analysen all jener Geschlechterverhältnisse treten, die sich als nicht traditionsbildend erwiesen haben, die im soziokulturellen Strukturwandel der Neuzeit Fragment oder innerhalb einer herrschenden Kultur insulär geblieben sind. Dazu kann gerade die literaturwissenschaftliche Mediaevistik einen wichtigen Beitrag leisten, denn sie befaßt sich mit der Kulturproduktion von Gesellschaften, deren ökonomische, soziale und mentale Dispositionen sich wesentlich von den modernen unterscheiden. Gender-Forschung in der Mediaevistik heißt für mich in erster Linie, die Alterität des Mittelalters (vgl. grundsätzlich Jauß 1977) auch in Hinblick auf die Konstruktion von Geschlechteridentitäten und -beziehungen ernst zu nehmen und diese Alterität umgekehrt für die Utopien des kommenden 21. Jahrhunderts nutzbar zu machen.

So weit ich den derzeitigen Forschungsstand überblicke, hat sich die germanistische Mediaevistik bislang nur zögernd und in Einzelpublikationen gender-spezifischer Fragestellungen auf theoretisch avanciertem Niveau angenommen.³² Nicht zuletzt scheint der Grund dafür auch ein fachinternes Unbehagen zu sein, wie es sich in der Frage nach den spezifisch mediaevistischen Problemen, die mit Hilfe gender-theoretischer Kategorien gelöst werden können, artikuliert. Diese Frage, selbst wenn darin ein Unterton grundsätzlichen Mißtrauens gegenüber ›modischen‹ Ansätzen mitschwingen sollte, ist selbstverständlich berechtigt, doch werden Antworten auf derart generalisierendem Niveau noch notwendig vage bleiben. Zu verweisen wäre etwa auf die frappante Diskrepanz zwischen der Stilisierung weiblicher Protagonisten in mittelalterlicher Literatur und den historischen Handlungsspielräumen (adliger) Frauen. Während einerseits davon auszugehen ist, daß politisch autonome Herrscherinnen in der historischen Realität eine Ausnahme-Erscheinung darstellen, dominiert in der feudal-höfischen Literatur

³² Soeben erschienen ist der Sammelband von Bennewitz und Tervooren 1999. Vgl. des weiteren Bennewitz 1996, Bennewitz 1998, Wolfzettel 1995.

ein Frauentypus, der nicht nur politisch aktiv und selbstbewußt auftritt, sondern auch eigene Interessen — bisweilen militärisch-gewalttätig, bisweilen mit überlegener Intelligenz — zu verteidigen und durchzusetzen versteht: von Dido und Camille in Veldekes *Aeneasroman*, Brünhild und Kriemhild im *Nibelungenlied*, über höfische Herrscherinnen wie Laudine in Hartmanns *Iwein*, Isolde in Gottfrieds *Tristan* und Ginover im Prosa-*Lancelot* bis hin zur mythischen Gründerfigur der Melusine im gleichnamigen Roman Thürings von Ringoltingen. Diese Diskrepanz von ›Literatur‹ und ›Leben‹ allein mit den Präferenzen eines (evtl. mehrheitlich) weiblichen Publikums zu erklären, greift ganz sicher zu kurz, und in jedem der genannten Fälle von männlichen (Angst-)Phantasien zu sprechen setzt bereits eine moderne Gefühlsökonomie in der Konstellation der Geschlechter voraus. Analysen auf der Grundlage gender-theoretischer Überlegungen könnten demgegenüber die Mechanismen freilegen, die solche Stilisierungen von ›Weiblichkeit‹ (wenn diese Bezeichnung überhaupt angemessen ist) in den Auseinandersetzungen um adlige Herrschaft und Identitätsbildung, in einem Kräftefeld unterschiedlicher Diskurse verorten.

Allerdings wäre die bloße Konzentration auf literarische Frauenrollen im historischen Kontext ›weiblicher‹ Interessen (oder gar auf Autorinnen/Rezipientinnen) nicht anders denn als Rückschritt hinter den Stand der Theorie zu beschreiben. Wenn, wie Judith Butler schreibt, die »grundlegenden Kategorien des Geschlechts, der Geschlechtsidentität und des Begehrens Effekte einer spezifischen Machtformation« sind (Butler 1991, 9) und personale Identitäten erst intelligibel, d.h. begreifbar und darstellbar werden, »wenn sie in Übereinstimmung mit wiederkehrenden Mustern der Geschlechter-Intelligibilität geschlechtlich bestimmt sind« (Butler 1991, 37), eröffnet sich damit von vornherein ein äußerst weites und komplexes Feld der Analyse. Die Beschäftigung mit der historischen Lebenssituation von Frauen, ihrer Partizipation an der kulturellen Produktion sowie den sozialen wie literarischen Standards von ›Weiblichkeit‹ kann hier zwar einen Beitrag leisten, doch müßten auch in diesem Bereich grundsätzliche Reflexionen zur Historizität der Geschlechts- und Identitätskategorien vorausgehen. Ferner verlangt Butlers konstruktivistischer Ansatz nach einer kritischen Infragestellung der Dichotomie von ›Realität‹ und ›Literatur‹ und ihrer gedachten Wechselbeziehungen, wie sie vor allem im Bereich der Mentalitätsgeschichte bereits problematisiert worden sind (vgl. einführend Bachorski/Röcke 1994).

Vielleicht wird schon an dieser Stelle deutlich, daß es auch für die Mediaevistik um Verständnis- und Interpretationsprobleme gehen könnte, die übersehen werden mußten, so lange von einer Ahistorizität der Geschlechteridentitäten und -beziehungen ausgegangen wurde. Nicht zuletzt besteht die Produktivität neuer Methoden ja auch darin, andere Frage- und Problemstellungen zu ermöglichen. Ich werde weiter unten versuchen, einige dieser Fragen und Untersuchungsbereiche vorzuschlagen. Zugleich möchte ich dabei den theoretischen Rahmen meiner Überlegungen vorstellen sowie seine

Möglichkeiten und Grenzen für die literaturhistorische Forschung diskutieren. Feministische Vordenkerinnen wie Judith Butler, Luce Irigaray, Hélène Cixous und andere sind nicht dazu angetreten, eine spezifisch historische Forschungsperspektive auf die Konstruktion der Geschlechter zu eröffnen. Obschon gerade die Geschichtlichkeit von *sex* und *gender* erste Voraussetzung für Butlers konstruktivistische Analyse ist,³³ bildet — ebenso wie für Michel Foucaults Überlegungen zur Geschichte der Sexualität (Foucault 1983, 1986, 1993) — die Kritik der zeitgenössischen Verhältnisse ihr eigenstes Interesse. Ich greife im folgenden einige zentrale Kategorien und Thesen aus Butlers Arbeiten auf und versuche, Perspektiven historischer Analysen wie auch die Notwendigkeit theoretischer Weiterentwicklung zu umreißen.

Identitäten und Subjekte

Zentral für Butlers Überlegungen ist die These, daß sich die normative Subjekt-Identität der Moderne nicht unabhängig von geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen formiert, sondern sich vielmehr »durch die Regulierungsverfahren der Geschlechter-Ausbildung und Teilung konstituiert«³⁴. Geschlechtsidentität ist im weiteren als »Effekt einer regulierenden Praxis« definiert, die zu einer asymmetrisch strukturierten Opposition von »männlichem« Subjekt und »weiblichem« Objekt führt. Das geschlossene, autonome Subjekt bildet sich in Differenz zu seinem »Anderen« und erhebt auf diese Weise Universalitätsanspruch. Geradezu selbstverständlich sollte sich aus diesen theoretischen Erwägungen ergeben, daß »Männlichkeit« und »männliche Identität« als Gegenstandsbereiche feministischer Forschung mindestens gleichgewichtet neben der Auseinandersetzung mit Wahrnehmungs- und Deutungsmustern von »Weiblichkeit« zu stehen hätten, doch trägt dem auch die historische Mediaevistik bislang nur vereinzelt Rechnung.³⁵ Butler will die asymmetrische Dialektik von »männlich« und »weiblich«, wie sie vor allem Irigaray und Simone de Beauvoir beschrieben haben, zudem nicht im Sinne geschlossener Kategorien, sondern als »Schauplätze umkämpfter Bedeutungen« verstehen.

Zweierlei ist hier unter historischer Perspektive besonders interessant: einerseits die Beobachtung eines Prozesses der Subjekt-Formierung, der von der Ausprägung und Verfestigung einer binär codierten Geschlechterdifferenz nicht zu trennen ist, andererseits Pluralisierung und Mobilität der Kategorien männlich/weiblich. Eine Historisierung der Kategorien kann hier unmittelbar anschließen und als Arbeitshypothese unterstellen, daß die Konstruktion eines

³³ Vgl. Butler 1991, 23f. sowie 29: »Als sich ständig verschiebendes und kontextuelles Phänomen bezeichnet die Geschlechtsidentität nicht ein substantiell Seiendes, sondern einen Schnittpunkt zwischen kulturell und geschichtlich spezifischen Relationen«.

³⁴ Butler 1991, 38; das folgende nach Butler 1991, 25-49.

³⁵ Vgl. etwa den von Lees 1994 herausgegebenen Sammelband; grundsätzlich auch Tosh 1998.

universellen und homogenen (männlichen) Subjekts für die heterogenen und insulären Kulturen vor moderner Staatenbildung und der Entwicklung entsprechender Kommunikationstechniken nicht vorauszusetzen, sondern eine ausgesprochen moderne Erscheinung ist. Auch unter Rückgriff auf die Arbeiten Foucaults zur Entwicklung und Pflege des ›Selbst‹ wäre also zu fragen, ob und auf welchem Wege die Ausbildung selbst-bewußter Subjekt-Identität (bzw. die Einübung in entsprechende Techniken) mit einer Systematisierung der Differenz männlich/weiblich einhergeht.

Als konkret mediaevistischer Forschungsbereich bietet sich hier beispielsweise die Minnelyrik an, und dies vor allem aufgrund ihres gattungsspezifisch ›generalisierenden Gestus‹ (Müller 1986, 417): Im Zentrum des hochmittelalterlichen Minnesangs steht ein ›universelles Ich‹ (Zumthor 1973, 37), das über die Auseinandersetzung mit dem Begehren nach einer unerreichbaren Anderen und sozialer Ausgrenzung zu sich selbst kommt. Zu beobachten wären am Beispiel dieser Gattung die Entfaltung selbstreflexiver Techniken, die mit der Einrichtung extremer Distanz zwischen dem maskulinen Ich und dem femininen Objekt des Begehrens einhergehen. Dabei würde sich andererseits jedoch zeigen, mit welchen Ambivalenzen und Brüchen sich die Konstruktion von männlicher und weiblicher Identität in einem stark formalisierten und kulturell abgezielten Kommunikationssystem vollzieht. Es wäre genauer zu verfolgen, wie dem Objekt-Status des Anderen die Konstruktion eines selbständigen ›weiblichen‹ Subjekts vorausgeht, wobei Mann/Frau-Beziehungen zuerst den Beziehungen unter adligen Herren nachmodelliert werden. Ein ›natürlich‹ scheinender Objektcharakter des Gattungswesens ›Frau‹ wäre dann als Produkt einer Subjekt-Formierung anzusprechen, die zuerst männliche und weibliche Individuen aus ständisch-familiären Kollektividentitäten isolieren und die Spezifik einer Geschlechterbeziehung ›politischen‹ Handlungsmodellen abgewinnen muß. Die Codierung der Sozialbeziehungen über ein weitgehend abstrahiertes sinnliches Begehren scheint erst dazu zu führen, daß Personen wesentlich über Geschlechtsattribute (und nicht über geschlechtsunspezifische Merkmale wie z.B. ihren Stand) wahrgenommen werden.

Festzustellen ist fernerhin, daß eine Rückübertragung des *minne*-spezifischen Kommunikationsmodells auf Männerbeziehungen stattfindet, die sich der modernen Engführung von Affekten, Begehren nach dem ›anderen Geschlecht‹ und Geschlechterrollen sperrt. Es handelt sich also keinesfalls um einen einsinnigen oder auch nur einheitlichen Prozeß. Wenn ferner die Dame des Minnesangs nicht nur mit sozial männlich konnotierten Attributen ausgestattet wird, sondern in der Figuration der *frouwe* auch ein männlicher Adressat des Liedes, nämlich ein Ehemann oder Mäzen angesprochen sein sollte, ergeben sich derart komplexe wechselseitige Repräsentationsverhältnisse, daß die Stabilität der Kategorien ›Mann‹ und ›Frau‹ keinesfalls als gegeben unterstellt werden kann.

Während in der Moderne ›Mann‹ und ›Frau‹ als abstrakte Gattungsbegriffe längst etabliert sind, wäre für mittelalterliche Kulturen zunächst nach der Konstitution solcher Kategorien zu fragen. In Anschlag zu bringen sind dabei an erster Stelle die Besonderheiten einer Ständegesellschaft und ihrer streng separierten Wissensdiskurse. So wäre sicherlich festzustellen, daß die christliche Theologie von einer essentiellen Differenz männlicher und weiblicher Identität ausgeht, die mit der *Genesis* auf einen Ursprungsmythos zurückgreifen kann und die Geschlechteropposition zur Grundlage eines moralischen Systems macht. Auf ganz anderer Grundlage operiert dagegen der medizinische Diskurs, innerhalb dessen Überlegungen zur unterschiedlichen Konstitution männlicher und weiblicher Körper erst im Lauf des Mittelalters in den Vordergrund treten, wie sich beispielsweise an den Traktaten zur Liebeskrankheit ablesen läßt.³⁶ Für die meisten Gattungen der volkssprachlichen Literatur ist dagegen zumindest eine Konkurrenz geschlechts- und standesspezifischer Identitätsmerkmale anzusetzen: Die bislang noch ausstehende systematische Forschung hätte hier zu zeigen, inwiefern Wahrnehmung und Repräsentation von Personen fallweise stärker durch Standes- oder Geschlechtszugehörigkeit determiniert sind. So weit ich sehe, bildet sich erst in den Mären des späten 13. und 14. Jhs. ein selbständiger Geschlechterdiskurs (unter anderem über die Thematisierung von Sexualität) aus.

Aufschluß über den Prozeß der Systematisierung versprechen dann auch diejenigen Textsorten, in die unterschiedliche Wissens- und Literatursysteme eingegangen sind, wie beispielsweise höfische Traktate. Der lateinisch verfaßte Traktat *De Amore* des Andreas Capellanus artikuliert über die Versammlung misogynen Stereotypen einen Gattungsbegriff ›Frau‹ und entwirft in seinen fiktiven Dialogen eine Taxonomie von Frauen unterschiedlicher Stände. Der Vergleich mit zeitgenössischen Traktaten wie Hartmanns *Klage* oder dem *Wälschen Gast* Thomasins von Zirklare zeigt dann aber um so deutlicher, daß die generischen Termini des klerikalen Schulwissens in volkssprachlicher Adelsliteratur fehlen oder bestenfalls rudimentär ausgeprägt sind.

Jeder Versuch, eine mittelalterliche Genealogie moderner Subjektivität und Geschlechtsidentität nachzuzeichnen, hat sich also mit der Simultanität und Konkurrenz divergenter, standes- bzw. bildungsspezifischer Diskurse, ihren Schnittpunkten und Wechselbeziehungen auseinanderzusetzen. Angesichts der Vielfältigkeit und Uneinheitlichkeit der Diskurse bleibt derzeit die Frage offen, ob für die volkssprachliche Literatur bis ins späte 13. Jh. überhaupt eine Universalie ›Frau‹ im modernen Sinne zu unterstellen ist. Das heißt: ob über die soziale und juristische Reglementierung von Handlungsspielräumen hinaus der Terminus ›Frau‹ beispielsweise schon psychische Dispositionen und entsprechende Verhaltensformen im Sinne einer ›inneren‹ Identität miteinschließt, ob Kategorien wie ›Natur‹ und ›Körperlichkeit‹, die in der

³⁶ Vgl. Wack 1990. Eine weitere Perspektive eröffnet die Beschreibung des ›Ein-Geschlecht-Modells‹ bei Lacqueur 1990.

Neuzeit wesentlich zur Definition von ›Weiblichkeit‹ beitragen, bereits assoziiert sind. Wenn aber zumindest für die volkssprachliche Adelsliteratur eine Konzeption ›natürlicher‹ Geschlechtsidentität, die jeder Identitätsbildung zugrundeliegt, nicht vorausgesetzt werden kann, ergeben sich daraus weitere Fragen, die über Butlers These hinausgreifen müssen.

Für die mittelalterliche Literatur wäre zu untersuchen, welche Deutungsmuster jeweils die Intelligibilität der Person garantieren, ohne dabei Geschlechterrollen zu privilegieren oder ihre neuzeitlichen Implikationen unbesehen zu übertragen. Allein der Befund, daß ständische Kollektividentitäten als elementarste Bestimmung der Subjekte erscheinen, macht es denkbar, daß hier ganz andere Konstruktionen von Identität und Differenz entscheidend sind. In diesem Bereich stehen Grundsatzüberlegungen aus, die von den präskriptiven Parametern der Neuzeit so weit als möglich absehen und die formativen Kategorien von ›Identität‹ und ›Subjekt‹ aus dem historischen Material entwickeln.

Sexualität und Begehren

Damit ist nun ein Punkt erreicht, an dem die Historizität der von Butler analysierten Strukturen ganz grundsätzlich in den Blick kommen muß. »›Intelligible‹ Geschlechtsidentitäten«, so Butler, »sind solche, die in bestimmtem Sinne Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (*sex*), der Geschlechtsidentität (*gender*), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und aufrechterhalten« (Butler 1991, 38). Von zentraler Bedeutung für die Stabilisierung von Geschlechtsidentität ist also auch das Begehren »als heterosexuell bestimmtes, das sich durch ein gegensätzliches Verhältnis zum anderen Geschlecht, das es begehrt, differenziert« (Butler 1991, 45). Die Frage nach mittelalterlichen Konzepten von Begehren und ›Sexualität‹ bedarf jedoch genauer diskursspezifischer Untersuchungen, die in wesentlichen Teilen noch zu leisten sind. Michel Foucault hat diesbezüglich argumentiert, daß vormoderne Gesellschaften keine ›Sexualität‹ im Sinne einer inneren, identitätsstiftenden Disposition kennen, sondern vielmehr von sexuellen Akten ausgehen (Foucault 1983; vgl. Padgug 1992). Auch wenn diese Position mittlerweile verschiedentlich kritisiert worden ist (vgl. Fradenburg/Freccero 1996, vii), kann für das Mittelalter keinesfalls die universelle Existenz eines Systems normativer Heterosexualität unterstellt werden.

Schon im theologischen Diskurs, der als bestmögliche Lebensform für Frauen und Männer stets Jungfräulichkeit bzw. Keuschheit propagiert, sind die Lüste anders organisiert als in der bürgerlichen Gesellschaft, auch wenn ›heterosexuelle‹ Akte zumeist als Standard weltlicher Versuchung figurieren. Im adligen Selbstverständnis, wie es neben erzählender Literatur beispielsweise auch Genealogien widerspiegeln, erscheint ›Heterosexualität‹ jedoch wesentlich anders konzipiert. Zumindest in literarischen Stilisierungen adliger Heiratspolitik artikuliert sich dominant ein Begehren nach Gleichheit anstelle

von Differenz als Garantie gesellschaftlicher Identität, das ebenso auch homosoziale Beziehungen strukturiert. Eheschließung und Zeugung von Nachkommen sind Notwendigkeiten adliger Herrschaft und dynastischer Identitätsbildung, doch fehlt außerhalb der höfischen Literatur bis ins 13. Jh. eine speziell erotisch-individuelle Aufladung des Begehrens nach der ständisch angemessenen Partnerin. ›Heteronormativität‹ reduziert sich damit auf Reproduktion und Konsolidierung adliger Sozialbeziehungen; von ›Sexualität‹ ist hier kaum zu sprechen, denn der Zeugungsakt erscheint als politische Handlung mehr denn als Konsequenz erotischen Begehrens.³⁷ Zumindest in bestimmten Spezialdiskursen steht dann aber der von Butler beschriebene Komplex anatomisches Geschlecht – Geschlechtsidentität – sexuelle Praxis – Begehren nicht für die Identitätsformation ein. Eine noch zu schreibende Geschichte der Heterosexualität könnte zeigen, wie und in welchen Diskursen sich dieser Komplex ausprägt, wobei der Ausdifferenzierung verschiedener Formen des Begehrens besonderes Augenmerk zu gelten hätte. Das *Nibelungenlied* läßt beispielsweise deutlich erkennen, daß Siegfrieds Verlangen nach der fernen Kriemhild als einzig angemessener Ehefrau nahezu gleichbedeutend mit Eroberungswillen und Kampfansage an die Burgunden-Könige ist: Eher von einer Erotisierung des adligen Herrschaftsverständnisses als von der Konstruktion einer Geschlechtsidentität ist hier zu sprechen.

Als spezieller Untersuchungsgegenstand in diesem Bereich bieten sich zuerst Heldenepik und *Chansons de Geste* an, deren Konstellationen grundsätzliche Überlegungen zur Formierung von (Geschlechter-)Identität notwendig machen. Sein Kapitel über die altfranzösische *Chanson de Roland* überschreibt Simon Gaunt in seiner Studie über ›Gender and Genre‹ mit »Monologic Masculinity«, doch geht er zugleich davon aus, daß trotz der fast vollständigen Exklusion von Frauen aus dem Protagonistenensemble die Kategorie Gender eine zentrale Rolle für die Identität der Heroen spiele (Gaunt 1995, 22-70). Angesichts der Marginalität von Mann/Frau-Beziehungen im altfranzösischen Text wie auch dem mittelhochdeutschen *Rolandslied* muß eine solche Behauptung theoretisch hinterfragt werden. Worin besteht die ›Männlichkeit‹ der Akteure, wenn sie sich eben nicht durch ein ›gegensätzliches Verhältnis zum anderen Geschlecht‹ konstituiert? Inwiefern ist überhaupt von ›Männlichkeit‹ im modernen Sinne zu sprechen, wenn Identität und Begehren der Protagonisten gänzlich von vasallitischen Beziehungen, Verwandtschaft und Kreuzzugsideologie bestimmt werden? Derartige Überlegungen wären ferner einzubetten in Untersuchungen zur Rolle der eingeschlechtlichen Milieus in mittelalterlichen Gesellschaften: Ob es sich dabei um situativ gebildete Verbände wie Kreuzfahrerheere oder die institutionell verankerten Gemeinschaften der Männer- und Frauenklöster

³⁷ Vgl. auch die aufschlußreiche Untersuchung zur ›öffentlichen Sexualität‹ feudaladliger Hochzeitsnächte von Schröter 1991.

handelt,³⁸ es wird kaum vorauszusetzen sein, daß *sex* und *gender* für Selbstverständnis und soziale Kommunikation dieselben Funktionen haben wie in systematisch gemischten Milieus, geschweige denn modernen Gesellschaften, die die heterosexuelle Ehe mit ihren Implikationen von Privatheit und Geschlechtlichkeit als sozialen Nukleus auffassen.

Im Bereich theologischer Schriften und monastischer Lebenspraxis scheint sich der von Butler diskutierte Komplex auch aus anderer Richtung aufzulösen: Wenigstens der Ideologie nach kann Geschlechtsidentität in diesem Bezirk weder von sexueller Praxis noch vom Begehren nach dem anderen Geschlecht abhängen; es hat vielmehr den Anschein, als ob ›männlich‹ und ›weiblich‹ hier vor allem Symbolisierungsfunktionen haben, ohne jedoch praktisches Zusammenleben zu strukturieren. Konzeptionen geistlicher Mutterschaft und die Übertragung ›weiblicher‹ Attribute auf Mönche, Äbte oder Christus selbst (vgl. Bynum 1982) stellen sich quer zur laikalen Geschlechterhierarchie und verkomplizieren die Repräsentationsverhältnisse in ähnlicher Weise, wie ich dies schon für den Minnesang angedeutet habe. Womöglich wären hier Ausformulierungen imaginärer Geschlechteridentitäten zu beschreiben, die mit Kategorien wie ›androgyn‹ kaum zu fassen sind. Für ein religiös-monastisches System der Identitätsbildung ist zudem die tendenziell ›geschlechtsneutrale‹ Kategorie der Jungfräulichkeit von so zentraler Bedeutung, daß gefragt werden muß, inwiefern nicht tatsächlich eine triadische anstelle einer binären Codierung von Identität und Differenz vorliegt.

Allerdings scheint mir angesichts der Probleme, die einzelne Texte und Textsorten wie die frühe Heldenepik oder mystische Visionsliteratur aufgeben, eine bloße Auseinandersetzung mit Deutungsmustern von Identität nicht mehr hinreichend. Wenn die Verankerung in normativer Heterosexualität im Sinne Butlers nicht vorausgesetzt werden kann, so bedarf es grundsätzlicher Überlegungen auch zu den Denkmustern und Semantisierungen von Sexualität und Begehren. ›Heterosexuelle‹ Beziehungsmodelle konkurrieren mit anderen Figurationen identitätsstiftenden Begehrens, die im theologischen Bereich zum Teil weit konsistenter ausformuliert werden, dabei jedoch zu Konzepten führen, die kaum als Vorläufer der Heteronormativität anzusprechen sind: zum Beispiel das Begehren der Seele nach Gott, wie es in mystischer Literatur begegnet. In der Tat handelt es sich hier insofern um einen ›weiblichen‹ Diskurs, als das erfahrende Subjekt, ›die Seele‹, weiblich markiert ist, so daß auch männliche Mystiker ein textuelles *gender-crossing* vollziehen, wenn sie in diesen Diskurs eintreten. In den Schriften von Mystikerinnen wie Hadewych von Brabant und Mechthild von Magdeburg erscheinen intensiviertes sinnliches Begehren und Verschmelzung mit dem jenseitigen Subjekt dann aber in einer Weise als transzendierendes Ereignis, daß Subjekte und Geschlechterzuschreibungen

³⁸ Hier bedarf es selbstverständlich genauerer Untersuchungen zu den Divergenzen von Theorie und Praxis sowie den Strategien der Geschlechtertrennung und ihrer Auswirkungen auf Selbstverständnis und Kommunikationsformen.

verschwimmen oder schlicht irrelevant werden. Die zentralen Themen — Unmittelbarkeit der Gotteserkenntnis, Genese eines transzendenten ›Ich‹, Formulierungen einer Sinnlichkeit abseits irdischer Materialität — sind den modernen Konzeptionen von Subjektivität und Sexualität zudem so fremd, daß Theorie und Kategorien der Analyse wesentlicher Modifikationen bedürfen, um nicht anachronistische Verzerrungen zu produzieren.

In einer Literaturgeschichte mittelalterlicher Formen des Begehrens wären insgesamt Systematisierungen von Affekten, Sinnlichkeit und sexuellen Akten zur ›Sexualität‹ und ihre Bezüge zur Ausformung von identitätskonstitutiven Kategorien wie Hetero-/Homosexualität zu verfolgen. Zugleich müßte es aber gerade in diesem Bereich zur Analyse alternativer Konzepte von Identität, Körper und Begehren kommen, die schwerlich als Prototypen moderner Deutungsmuster anzusprechen sind. An diesem Punkt scheint es mir besonders vielversprechend, den theoretischen Rahmen zu ergänzen um Ansätze, die im Bereich der *Queer Studies* entwickelt worden sind und sich den Fragen nach Erkenntnis und Klassifikation der Subjekte über die (auch historische) Analyse der Normierungen und Codierungen des Begehrens nähern. Zwar steht im Zentrum des (ebenso dezidiert politischen) Interesses die Konstruktion der Differenz homosexuell/heterosexuell (grundlegend Sedgwick 1985, 1991), doch liegt mit der Konzentration auf die Dynamiken des Begehrens und ihre Epistemologie ein Ansatz vor, der Butlers Thesen und Kategorienbildung ergänzen und erweitern kann. Von hier aus sind dann auch neue Deutungsperspektiven auf gerade jene Beziehungsmodelle zu gewinnen, die trotz intensiver Emotionalität und erotischer Aufladung dem modernen System der Heteronormativität, das Homosexualität als (mißlingende) Imitation und ausgegrenztes Anderes subsumiert, nicht zuzuordnen sind. Dies gilt für die affektgeladenen Männerbeziehungen der Heldenepik gleichermaßen wie für die Erfahrung der mystischen *unio*.

Körper und Performance

Nur skizzenhaft möchte ich abschließend zwei Begriffe und die mit ihnen verbundenen Fragestellungen aufgreifen, da sie für die oben genannten kategorialen und methodischen Probleme weiterführende Ansätze bieten. Denn es bleibt zu fragen: Wie läßt sich der Blick durch die Kategorien der eigenen Zeit hindurch auf Texte richten, die ›Geschlecht‹ und ›Sexualität‹ wenn überhaupt, dann gänzlich anders konzipieren, keine Systematik dieser Konzepte kennen, stattdessen aber andere Ordnungen bilden, die in einer fernen, für uns gänzlich erloschenen Alltagswelt verhaftet sind? Eine besondere Leistung der konstruktivistischen Gender-Theorie scheint mir darin zu liegen, daß gerade diese Problematik noch nie so scharf reflektiert worden ist, und schon darin liegt ein bemerkenswerter Vorzug, denn hintergehen läßt sie sich nicht. Neben der kritischen Reflexion von Instrumentarium und Interesse ist dann aber gerade für die historische Forschung größtmögliche perspektivische Erweiterung geboten.

Eine gewisse Konjunktur hat derzeit der Begriff des ›Körpers‹, und darin spiegelt sich unter anderem ganz sicher eine Sorge um die Zukunft der Körperlichkeit im vernetzten Zeitalter der Virtualität. Wenn aber der Körper, wie Judith Butler schreibt, als konstitutives Außerhalb des Diskurses (Butler 1993, 8) herzuhalten hat für die ontologische Konstruktion der Geschlechter, so müßten sich in die Repräsentationen von Körperlichkeit mit besonderer Schärfe die Reglementierungen der Macht eingeschrieben haben. Denn wenn Butler vom Körper und vom biologischen Geschlecht (*sex*) spricht, so ist gerade nicht von geschichtsloser Materie die Rede, sondern vom produktivsten Effekt der Macht (Butler 1993, 2), die sich in der ›Natürlichkeit‹, der ›Biologie‹, der Materialität der Körper ihre wirkungsvollste Legitimation verschafft: eine Konstruktion zweiter Ordnung also, deren besondere Leistung in der Verschleierung ihres Konstruktionscharakters besteht. In der Moderne ist die Wahrnehmung der Körper stets präformiert durch die Geschlechterdifferenz, doch bleibt zu fragen, ob und mit welchen Differenzierungen dies auch für vormoderne Gesellschaften gilt.

Einen wesentlichen Aspekt der modernen Geschlechter-Asymmetrie bildet die Identifikation des ›Weiblichen‹ mit ›Natur‹ und ›Körper‹, die unter anderem die besondere Sichtbarkeit weiblicher Körper (und die Unsichtbarkeit der männlichen) produziert. Für die mittelalterliche Adelskultur läge es womöglich näher, eine ›Naturgeschichte des adligen Körpers‹ zu schreiben, deren Ursprungsmythen und zentrale Ereignisse weit eher durch Standes- als durch Geschlechter-Differenz organisiert sind. Grundsätzlicher und noch weitaus spannender scheint mir aber die Frage nach dem Zusammenhang von Subjektformierung und Körperkonzept: Der wechselseitigen Definition von männlich/Geist durch weiblich/Materie folgt die Konstitution eines (männlichen) Subjekts, dessen Selbstreflexion mit einer Spaltung vom Körper bezahlt wird. Es ist verführerisch, angesichts solch in der Moderne leidvoll erfahrener Entfremdung romantisch-anachronistisch nach mittelalterlicher ›Ganzheitlichkeit‹ und vor-bewußter Körperlichkeit zu suchen.³⁹ Stattdessen wäre zu zeigen, auf welche Weise in verschiedenen mittelalterlichen Diskursen der Körper als Subjekt gedacht werden kann. Daß es sich dabei um äußerst komplexe Konstruktionen handelt, verrät unter anderem der Blick auf mystische Konzeptionen.

Die historisch anderen Voraussetzungen, auf deren Grundlage solche Formen der Körper-Subjektivität imaginiert werden, führen zum Begriff der *performance* (grundlegend Fischer-Lichte 1998), der auch in Judith Butlers Arbeiten eine zentrale Rolle spielt. Entscheidend ist hier der Gedanke, daß Materialität, ontologische Essenz und ›innere‹ Identität des Geschlechts im Zusammenspiel mit kulturellen Regulationsprinzipien immer neu performativ

³⁹ Darüber wäre zu streiten mit Peter Czerwinski, der in seinen Arbeiten zur Geschichte mittelalterlicher Wahrnehmung ein präreflexives Körper-Erleben voraussetzt. Vgl. Czerwinski 1989, 1993.

realisiert werden, durch spezifische Inszenierungen (z.B. die Travestie) jedoch gleichermaßen subvertiert werden können (Butler 1991, 198ff.). Und schließlich: »Die Produktion weicht stets von ihren ursprünglichen Zielen ab und mobilisiert ungewollt mögliche ›Subjekte‹, die nicht bloß die Schranken der kulturellen Intelligibilität überschreiten, sondern tatsächlich die Grenzen dessen, was wirklich kulturell intelligibel ist, ausdehnen« (Butler 1991, 55).

Es wird für mittelalterliche Kulturen nun keinesfalls dasselbe Verhältnis von ›Macht‹ und ›Subversion‹ zu unterstellen sein, noch bilden Mobilität und Pluralismus in gleicher Weise ein (potentiell utopisches) Gegengewicht zum Geschlechter-Regime: Im Gegenteil, die mediaevistische Forschung zur Rolle des Performativen und der Repräsentation muß vielmehr davon ausgehen, daß sich ›Herrschaft‹ und ›Politik‹ radikal situationsgebunden in einer okkasionellen Öffentlichkeit realisieren. Einzelne Textsorten wie Tischzuchten oder Festberichte, die sich in besonderer Weise um die Festschreibung bestimmter Zeremonielle bemühen, geben bereits Aufschluß darüber, wie anfällig — oder wie offen — Herrschaftsrepräsentation für Modifikationen und Störungen aller Art ist. Es wäre zu fragen, ob und in welcher Weise dies auch für die Geschlechter-*performance* gilt; doch darüber hinaus könnte in der Analyse der jeweiligen Konstellationen von ›Macht‹, Körper-Inszenierung und performativen Ritualen der theoretische Horizont hinreichend erweitert werden, um anachronistische Zirkelschlüsse zu umgehen.

Es mag den Anschein haben, als hätten sich meine Überlegungen hier weit von zeitgenössischen Fragestellungen entfernt und ein Feld beschrieben, das für die *gender politics* der Gegenwart wenig zu bieten hat. Doch beschreibt auch Judith Butler ein Spannungsfeld von ›Macht‹ und ›Körper‹, das sich in der Formation von Geschlechteridentitäten stabilisiert, und nur die Öffnung für historisch andere Machtkonstellationen kann auch die Historizität der geschlechtlich spezifizierten Körper erkennbar werden lassen. Wenn sich dabei herausstellen sollte, daß — zumindest punktuell — Geschlechterdifferenz als Wahrnehmungsmuster irrelevant ist, wäre damit nicht der Beweis für die Überflüssigkeit ›neumodischer‹ Theorien geliefert, sondern vielmehr ein Raum eröffnet, in dem sich neue Utopien entfalten können. Vieles steht hier an Forschung noch aus, aber mit Sicherheit läßt sich schon sagen, daß ein wesentlicher Gewinn in der Verfremdung der eigenen Perspektive besteht. Dieser Verfremdungseffekt wird gerade da radikalisiert und damit für die Imagination alternativer Entwürfe produktiv, wo die Dogmen der Naturhaftigkeit am hartnäckigsten verankert sind — in der vermeintlich a-sozialen, a-politischen Materie des Körpers.

Literatur:

Bachorski, Hans-Jürgen/Röcke, Werner 1994: Weltbilder: Ordnungen des Wissens und historische Strukturen der literarischen Sinnbildung. In: *Weltbildwandel. Selbstdeutung und Fremderfahrung im*

- Epochenübergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit.* (Hg.) Hans-Jürgen Bachorski/Werner Röcke, Trier: WVT, 7-17
- Bennewitz, Ingrid/Tervooren, Helmut (Hg.) 1999: *Manlîchiu wîp, wîplîch man. Zur Konstruktion der Kategorien ›Körper‹ und ›Geschlecht‹ in der deutschen Literatur des Mittelalters* (Beihefte zur ZfdPh 9). Berlin: Erich Schmidt
- Bennewitz, Ingrid 1996: Der Körper der Dame. Zur Inszenierung des weiblichen Körpers in der mittelalterlichen Literatur und zum Begehren des Weiblichen als Prüfstein für männliche Identität. In: *Aufführung und Schrift in Mittelalter und Früher Neuzeit.* DFG-Symposion 1994. (Hg.) Jan-Dirk Müller, Stuttgart: Metzler, J B, 222-238
- Bennewitz, Ingrid 1998: Berichte aus der Zeit der Päpstin. Zur Inszenierung des Geschlechtertauschs in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. In: *Chevaliers errants, Demoiselles et l'Autre: höfische und nachhöfische Literatur im europäischen Mittelalter.* (Hg.) Trude Ehlert, Göppingen: Kümmerle, 173-191
- Butler, Judith 1991: *Das Unbehagen der Geschlechter.* Frankfurt: Suhrkamp
- Butler, Judith 1993: *Bodies That Matter. On the Discursive Limits of »Sex«.* New York/London: Routledge
- Bynum, Caroline Walker 1982: *Jesus as Mother. Studies in the Spirituality of the High Middle Ages.* Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press
- Czerwinski, Peter 1989: *Der Glanz der Abstraktion. Frühe Formen von Reflexivität im Mittelalter.* Frankfurt: Campus
- Czerwinski, Peter 1993: *Gegenwärtigkeit. Simultane Räume und zyklische Zeiten, Formen von Regeneration und Genealogie im Mittelalter. Exempel einer Geschichte der Wahrnehmung.* München: Wilhelm Fink
- Fischer-Lichte, Erika 1998: Auf dem Wege zu einer performativen Kultur. In: *Kulturen des Performativen. Paragrana. Zeitschrift für historische Anthropologie* 7, Heft 1 (Hg.) Erika Fischer-Lichte/Doris Kolesch, Berlin: Akademie, 13-32
- Foucault, Michel 1983: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1.* Frankfurt: Suhrkamp
- Foucault, Michel 1986: *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2.* Frankfurt: Suhrkamp
- Foucault, Michel 1993: *Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3.* Frankfurt: Suhrkamp

- Fradenburg, Louise/Freccero, Carla 1996: Caxton, Foucault, and the Pleasures of History. In: *Premodern Sexualities*. (Hg.) Louise Fradenburg/Carla Freccero, New York/London: Routledge, xiii-xiv
- Fraser, Nancy 1994: Apologie für akademisch Radikale. In: *Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht*. (Hg.) Nancy Fraser, Frankfurt: Suhrkamp, 9-27
- Gaunt, Simon 1995: *Gender and Genre in Medieval French Literature*. Cambridge
- Jauß, Hans Robert 1977: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. In: *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956-1976*, München: Fink, 9-47
- Lacqueur, Thomas 1990: *Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud*. Cambridge/London: Harvard University Press
- Lees, Clare A. (Hg.) 1994: *Medieval Masculinities. Regarding Men in the Middle Ages*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press
- Müller, Jan-Dirk 1986: Strukturen gegenhöfischer Welt. Höfisches und nicht-höfisches Sprechen bei Neidhart. In: *Höfische Literatur — Hofgesellschaft — Höfische Lebensformen um 1200*. (Hg.) Gert Kaiser/Jan-Dirk Müller, Düsseldorf: Droste, 409-451
- Padgug, Robert 1992: Sexual Matters. On Conceptualizing Sexuality in History. In: *Forms of Desire. Sexual Orientation and the Social Constructionist Controversy*. (Hg.) Edward Stein, New York: Routledge, 43-67
- Schröter, Michael 1991: Zur Intimisierung der Hochzeitsnacht im 16. Jahrhundert. Eine zivilisationstheoretische Studie. In: *Ordnung und Lust. Bilder von Liebe, Ehe und Sexualität in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. (Hg.) Hans-Jürgen Bachorski, Trier: WVT, 359-414
- Sedgwick, Eve Kosofsky 1985: *Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire*. New York: University of Columbia Press
- Sedgwick, Eve Kosofsky 1991: *Epistemology of the Closet*. London/New York: Penguin
- Tosh, John 1998: Was soll die Geschichtswissenschaft mit Männlichkeit anfangen? In: *Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung*. (Hg.) Ch. Conrad/ M. Kessel, Stuttgart: Reclam, 160-206
- Wack, Mary Frances 1990: *Lovesickness in the Middle Ages. The Viaticum and its Commentaries*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press

Wolfzettel, Friedrich (Hg.) 1995: *Arthurian Romance and Gender. Masculin — Feminin dans le Roman arthurien Médiéval. Geschlechterrollen im mittelalterlichen Artusroman*. Amsterdam: Rodopi

Zumthor, Paul 1973: Autobiography in the Middle Ages? In: *Genre* 6, 28-49

Kurzbiographie:

Judith Klinger, Dr. phil. des., seit 1995 beschäftigt am Lehrstuhl für Germanistische Mediävistik der Universität Potsdam. Studium der Germanistik und Anglistik (Universität Hamburg) sowie Dokumentarfilm (HFF München). Arbeitsschwerpunkte: höfischer Roman, Identitätskonzeptionen.

Andrea Kinsky-Ehritt

**Zwischen Essentialismus und postmodernem
(De)Konstruktivismus:
Zu Konzepten von ›Gender‹ in der englischen und
angloamerikanischen feministischen Theoriedebatte**

Seit etwa Mitte der achtziger Jahre wurde in der feministischen Literaturwissenschaft der anfänglich nur auf die weibliche Perspektive fokussierte Erkenntnisgegenstand (*the female self*) erweitert bzw. durch ein deutlich differenziertes und subtileres Paradigma von *gender* als ein komplexes System von Geschlechterverhältnissen ersetzt (Gerson/Peiss 1985). Bis heute sind die verschiedenen feministischen Konzeptionen von *gender* als inzwischen etablierter Analysekategorie allerdings zum Teil sehr divergent; sie reichen von essentialistisch-biologistischen Positionen bis zu postmodernen (de)konstruktivistischen Modellen. Im folgenden sollen einige dieser Ansätze kurz umrissen und in ihrer Tragweite für das gegenwärtige Selbstverständnis anglistisch-amerikanistischer Literaturwissenschaft skizziert werden.

Zu Aspekten der feministischen Theoriedebatte

Die in unserem Jahrhundert so zentral geführte Diskussion um eine Geschlechterdifferenzierung und -kategorisierung hat ihre Wurzeln in verschiedenen biologistischen Konzepten, insbesondere jedoch in der Entwicklung der Sexualwissenschaft im späten 19. Jahrhundert, als Mediziner, Psychologen, Anthropologen, Soziologen, Sozial- und Bildungsreformer begannen, ein Beschreibungssystem zur Klassifikation sexuell-erotischer Verhaltens- und Neigungsformen (bi-, hetero-, homosexuell und deren Variationen) sowie Formen sexueller Befriedigung (Fetischismus, Masochismus, Sadismus) normierend auszuarbeiten.⁴⁰ Diese Entwicklung biologistischer Normierung von »Geschlecht« lässt sich im 20. Jahrhundert u. a. über den ersten Kinsey Report *Sexual Behaviour in the Human Male* (1948) und den *Hite Report* (1976) bis *The Social Organization of Sexuality* (1994) weiter

⁴⁰ Eine Fülle von Veröffentlichungen weist auf das enorme biologische wie kulturell und sozial bestimmte Interesse an Fragen der Geschlechterdifferenzierung auf der Grundlage des sich etablierenden Konzepts von heterosexuell normierter Sexualität, so z. B. Marie Stopes' *Married Love: A New Contribution to the Solution of Sex Difficulties* (London: Fifeild, 1918); Iwan Blochs *The Sexual Life of Our Time In Its Relation to Modern Civilization* (New York: Allied Book Comp., 1907) und Karl H. Ulrichs Untersuchung aus den 1860/70er Jahren *The Riddle of Man-Manly Love: The Pioneering Work on Male Homosexuality*. Trans. Michael A. Lombardi-Nash (Buffalo: Prometheus Books, 1993) oder *Sexual Inversion* der bekannten Literatur- und Kulturkritiker/Dichter Havelock Ellis und J. A. Symonds (London: Wilson and Macmillan, 1897). Autorinnen wie Olive Schreiner, Virginia Woolf und Radclyffe Hall versuchten in ihren Texten schon sehr früh, diese Normativität zu hinterfragen.

verfolgen.⁴¹ In den 1860ern begann man — in Anlehnung an Charles Darwin und später Herbert Spencers Sozialdarwinismus und unter Fokussierung auf einen erklärten primitiven Charakter sexueller Instinkte — kulturelle Manifestationen von Sexualverhalten im Zusammenhang mit den ihnen nun zugrunde gelegten biologischen Bedingtheiten zu sehen. Neben Sexualforschern thematisieren u. a. auch Sozialreformer wie beispielsweise der sonst sozial fortschrittliche englische Autor und Sozialist Edward Carpenter (1844-1929)⁴² das viktorianische Konzept einer polaren Gegensätzlichkeit von männlichem und weiblichem Geschlecht, die eine (heterosexuelle) magnetische erotische Attraktivität zwingend natürlich erscheinen lässt, wobei

»[m]an has developed the more active, and Woman the more passive virtues. ... In woman ... the more fundamental and primitive nervous centre, and the great vaso-motor system of nerves generally, are developed to a greater extent than in men.« (Zitiert nach Bristow 1997, 25)

In Carpenters Fazit ist die Frau »the more primitive, the more intuitive, the more emotional; the great unconscious and cosmic processes of Nature lie somehow nearer to her« (zitiert nach Bristow 1997, 25). Hier klingen auch deutlich Positionen zeitgenössischer Philosophen wie Nietzsche und Schopenhauer an.⁴³ Diese Positionen wiederum sind dem exemplarisch in Rousseau evidenten ideologischen Diskurs der Aufklärung verpflichtet. Dieser Diskurs polarisiert generell zwischen Natur und Kultur und ordnet — abgeleitet — die Frau in ein rigides Dichotomieverhältnis zum Mann:

»When nature was taken to be ›that part of the world which human beings have understood, mastered, and made their won‹, woman was seen as the repository of the natural law which made nature intelligible; when it was taken as ›that which was not yet been penetrated (either literally or metaphorically), the wilderness and deserts‹, she was conceived as a creature of uncontrolled passion« (Greene/Kahn 1985, 10)

⁴¹ Alfred C. Kinsey et al.: *Sexual Behaviour in the Human Male*. Philadelphia: Saunders, 1953; Shere Hite: *The Hite Report: A Nationwide Study of Female Sexuality*. New York: Macmillan, 1976; Edward O. Laumann et al.: *The Social Organization of Sexuality: Sexual Practices in the United States*. Chicago: U of Chicago P, 1994. Näheres dazu in Bristow 1997, 14 ff.

⁴² Edward Carpenter: *Marriage in a Free Society* (Manchester: The Labour P Society, 1894); derselbe: *Sex-Love: Its Place in a Free Society* (1894); derselbe: *Woman, and Her Place in a Free Society*, (1894, zitiert nach Bristow 1997). Hier zeigt sich markant, wie nachhaltig die patriarchale Perspektive selbst politisch antibürgerliche Positionen überlagert.

⁴³ So stellt Arthur Schopenhauer fest: »Schon der Anblick der weiblichen Gestalt lehrt, daß das Weib weder zu großen geistigen noch körperlichen Arbeiten bestimmt ist.« (*Über die Weiber* 1851) Und Nietzsche erklärt: »Wenn ein Weib gelehrte Neigungen hat, so ist gewöhnlich etwas an ihrer Geschlechtlichkeit nicht in Ordnung.« (*Jenseits von Gut und Böse* 1886).

Diese biologistisch bestimmte, dichotome Oppositionssetzung Natur-Kultur lässt sich — wie erwähnt — in Modifikation als Matrix bis in die Gegenwart verfolgen, obwohl sie »in essentialistischer Reinform« heute eher randständig geworden ist. Selbst in feministischer Perspektivsetzung spielen essentialistische Argumente und Modelle jedoch nach wie vor *auch* eine Rolle. So versucht z. B. die Kulturwissenschaftlerin Elspeth Probyn in *Sexing the Self* einen kulturtheoretischen Brückenschlag zwischen sozialkonstruktivistischen und diskursorientierten Positionen sowie »ways of using our gendered selves in order to speak and theorize non-essential but embodied selves« (Probyn 1993, Umschlagtext). Und vor dem Hintergrund ihrer Kritik an poststrukturalistischen *gender*-Konzepten, mit denen der Feminismus »risk[s] eliminating a basis for categorising human beings that is sensible, and politically useful« verteidigt die Philosophin Alison Assiter einen »strategic essentialism« und verweist hierbei u. a. auf Rosa Braidotti⁴⁴. (Assiter 1996, 126) Wenn sie auch zugesteht, dass postmoderne, von Foucault beeinflusste Feministinnen zurecht die Vielfältigkeit und Vielschichtigkeit von sexueller Differenz betonen; wenn sie auch Gayatri Spivak bezüglich der komplexen Bedeutung der Kategorie Rasse/Ethnizität in der Subjektkonstruktion zustimmt, so plädiert sie doch auch für die Beibehaltung des Konzepts von »woman« im Sinne eines »strategic and political essentialism [that] is partly grounded in a real bodily essentialism« (ebd.). Diese Position durchdringt deutlich ihr *gender*-Konzept:

»Gender ... is the social, psychological or cultural story of the body; it is the social or psychological view of sexual difference. It combines a set of culturally inscribed qualities — the set that culture identifies as characterising ›femininity‹ or ›masculinity‹ — and the individual's self-identification as belonging to a particular sex (whether or not that person is aware of the set of cultural characteristics). « (Assiter 1996, 126)

Ein breites Feld nehmen in den Theoriedebatten der achtziger und neunziger Jahre Modelle der sozialen und kulturellen Konstruiertheit von *gender* ein, die in teilweise unterschiedlichen Setzungen Identitätskonstruktion über mannigfaltig vermittelte Erfahrung(en) im Spannungsfeld von *gender*, Klasse, Rasse, Ethnizität, Sexualität, Religionsbindung und neuestens auch Alter und Körper(un)versehrtheit zu fassen versuchen. Aus feministischer Sicht geht es dabei um eine Thematisierung der historisch und sozial determinierten *politics of gender*. Nicht wenige Theoretikerinnen favorisieren ein Geschlechtermodell, in dem *femininity* in Sinne von Althusser dominant ideologiedeterminiert⁴⁵ ist

⁴⁴ Siehe Rosa Braidotti 1989: The Politics of Ontological Difference. In: *Between Feminism and Psychoanalysis*. (Hg.) T. Brennan, London/New York: Routledge, 93.

⁴⁵ Ideologie ist hier im Sinne Althussters als ein System von Überzeugungen und Annahmen — unbewusst, ungeprüft, nicht verifiziert, nicht sichtbar —, dass »the imaginary relationships of individuals to their real conditions of existence« Althusser 1971, 162) repräsentiert, zu fassen, das Menschen als Subjekte konstruiert (ebd., 160). Allerdings ist dieser Subjektansatz eher statisch und eindimensional; er sieht das Individuum eher als

und in dem von einem Ansatz grundlegender Homogenität ausgegangen wird (Mills 1997, 86ff.), das Frauen eher als passive Opfer patriarchalischer Unterdrückung sieht.

Auch dieses grundlegend kulturbestimmte Modell hat historische Vorläufer. Zum Beispiel verfassten konservative Sozialreformer des 18. und 19. Jahrhunderts wie Thomas Broadhurst *conduct books* als *Advice to Young Ladies on the Improvement of the Mind and Conduct of Life* (1810). Verquickt mit biologistischen viktorianischen Positionen zeigt sich auch das folgende sozialdeterministische Beispiel, dass das Lesen für die Frau im 19. Jahrhundert als ein gefährliches, sündiges Unternehmen zeigt, das Frauen schadet und sie korrumpiert:

»Novels and romances, speaking generally, should be spurned, as capable of calling forth emotions of the same morbid description which, when habitually indulged in, exert a disastrous influence on the nervous system, sufficient to explain that frequency of hysteria and nervous diseases which we find among the highest classes. (E. J. Tilt, *On the Preservation of Health of Women at the Critical Periods of Life* [1851]) «

Für Simone de Beauvoir ist »Frau« bekanntermaßen ein kulturell determinierter Mythos:

»One is not born, but becomes a woman. No biological, psychological, or economic fate determines the figure that the human female presents in society: it is civilization as a whole that produces this creature, intermediate between male and eunuch, which is described as feminine.« (de Beauvoir 1952, 249)

Marwenna Griffiths *Feminism and the Self* entwirft in ihrer dezidiert geschlechterpolitisch orientierten zentralen Metapher vom Netz (-werk) identitätsstiftender Prozesse eine Gegenposition zu postmodernen und post-strukturalistischen Auffassungen, »which have threatened to overturn even the possibility of a feminist politics« (Griffith 1995, Umschlagseite). Ihr »web« ist objekt- wie subjektbezogen kontext- oder umweltdeterminiert; es trägt die deutliche Prägung seiner Produzentin; es ist einerseits universal, andererseits Selbstzweck; und es kann — abhängig vom Blickwinkel — als ein ineinander verwobenes, komplexes Ganzes oder ein Konglomerat von Einzelbestandteilen gesehen werden: »it is intricate, involved, interlaced, with each part entangled with the rest and dependent on it« (Griffith 1995, 2). In diesem Netzwerk verortet Griffith weibliche Identität (»the self«) — wie die Spinne in ihrem Netz, wobei Identität schwerer in Subjekt- und Objektbestandteile (»maker and made«) ausdifferenzierbar ist und das Netz individueller Identitätskonstruktion im *gender*-Kontext nur in den vielfältigen Beziehungen zu weiteren Netzen (Rasse, Klasse, Sexualität) fassbar wird. Bei allem Bemühen um eine Einarbeitung der Komplexität von Identitätskonstruktion und aller

»Opfer«, befangen in einem Netzwerk von (diskursiven) Praxen. Siehe dazu auch Belsey 1980, 56-63.

assoziationsreichen Metaphorik schreibt Griffith in ihrer Untersuchung ein stark deterministisches *gender*-Modell, das im Sinne einer *politics of gender* auf eine dichotom konnotierte weibliche Erfahrungswelt rekurriert, in der die vorgegebenen Bedingungen (der Raum des Netzes) die Bewegungsspielräume für das Subjekt vorgeben. Ein Verlassen des (»eigenen«) Netzes, d. h., ein Unterlaufen oder Ausbrechen aus z. B. *gender*-Rastern ist kaum denkbar. In der diesem Ansatz zugrundeliegenden Rousseauschen Natur-Kultur-Opposition wird das weibliche Subjekt letztlich Opfer bleiben.

Breiten Raum nimmt auch in der postmodernen (de)konstruktivistischen (feministischen) Theoriediskussion um Geschlechterdifferenz die Kategorie »Sexualität« ein, hier allerdings als ein Konzept historischer Konstruktion. So verwirft Jeffrey Weeks in seinem Band *Sexuality* die Vorstellung von Sexualität als einer zu allen Zeiten konzeptionalisierten essentiellen menschlichen Eigenschaft und argumentiert statt dessen, Sexualität als eine historisch determinierte und determinierbare »fictional unity« (Weeks 1986, 15) zu fassen. Und Monique Wittig konstatiert programmatisch, »*One Is Not Born a Woman*« (Wittig 1981) aus lesbisch-theoretischer Sicht.

Insbesondere die Diskurstheorie und Foucaults Konzept des Konstruktcharakters von Sexualität, seine Genealogie des Sexualitätsdispositivs⁴⁶ sind für feministische Theoretikerinnen für eine Analyse der Beziehung zwischen Weiblichkeit und Heterosexualität bedeutsam geworden. Während Modelle sozialer Konstruiertheit von *gender* Frauen als passive Rezipientinnen ihrer männlich bestimmten Fremdkonstruktion setzen, betonen Diskurstheoretikerinnen deren aktive Subjektrolle in den dynamischen Prozessen permanenter Neupositionierungen von Identität. Die diskursive Sicht auf die in den Geschlechterverhältnissen zentrale Kategorie von Macht wird hier interrelational und angreifbar, re-interpretierbar und gegenschreibbar; Dorothy Smith argumentiert:

»To explore femininity as discourse means a shift away from viewing it as a normative order, reproduced through socialisation, to which women are somehow subordinated. Rather femininity is addressed as a complex of actual relations vested in texts.« (Zitiert nach Mills 1997, 88)

Allerdings sind Diskurse keine abstrakten Gefüge textueller Praxen, vielmehr bilden sie die Grundlage, auf der soziale Beziehungen historisch konkret organisiert und zwischen Individuen ausgehandelt werden. Dabei entsteht eine sehr komplexe, dynamische Kartographie multipler Felder, in/auf denen Machtverhältnisse (auch Geschlechterverhältnisse) wirken und verhandelt

⁴⁶ Michel Foucault 1978: *The History of Sexuality*. Trans. Robert Hurley. New York: Random House. Das Interesse der Feministinnen gilt seiner Untersuchung der kulturellen Dynamik der historisch determiniert verstandenen Kategorie »Sexualität«, deren Akzeptanz insbesondere im 20. Jahrhundert sozial regulativen Charakter angenommen hat. Siehe dazu auch Bristow 1997, 168-218.

werden. Im Ergebnis steht ein *gender*-Konzept, das eine homogene, universale Kategorie »Frau« in Frage stellt.

Judith Butler hat — bezogen auf sexuelle Identität — das diskursorientierte *gender*-Konzept noch rigoroser weitergedacht und die generelle Performativität von Geschlechtsidentitäten erklärt (Butler 1990). Sexuelle Differenz ist danach nie bloßer Ausdruck *a priori* bestehender materieller, biologischer Differenz. Geschlecht ist stets normativ und gleichzeitig Teil eines Regulationssystems, das die Körper, die es bestimmt, in dieser Abgrenzung und Differenzierung gerade auch hervorbringt. Es ist ein ideelles Konstrukt, das in historischen Prozessen normativ materialisiert wird (Butler 1993, 1-2). Konzepte von der Materialität der Körper wie auch seiner Sexualität sind damit Ergebnis wiederkehrender, machtbestimmter diskursiver Prozesse. Performativität des Geschlechts bedeutet also nicht eine willkürliche Entscheidung des Individuums. Butler schreibt:

»[I]f I ... argue that genders are performative, that could mean one woke in the morning, perused the closet or some open space for the gender of choice, donned that gender for the day; and then restored the garment to its place at night. Such a willful and instrumental subject, one who decides *on* its gender, is clearly not its gender from the start and fails to realize that its existence is already decided *by* gender. Certainly, such a theory would restore a figure of a choosing subject — humanist — at the center of a project whose emphasis on construction seems quite opposed to such a notion. ... Performativity is ... not a singular »act«, for it is always a reiteration of a norm or a set of norms, and to the extent that it acquires an act-like status in the present, it conceals or dissimulates the conventions of which it is a repetition. Moreover, this act is not primarily theatrical; indeed its apparent theatricality is produced to the extent that its historicity remains dissimulated.« (Butler 1993, x, 12)

Theoretikerinnen wie Judith Butler, Gayle Rubin oder Eve Kosofsky Sedgwick haben sich — in Anlehnung an Foucault — vehement gegen essentialistische Konzepte von »männlich« und »weiblich«, »maskulin« und »feminin«, »heterosexuell« und »homosexuell« positioniert. So polemisiert Butler:

»Critics ... seek assurance ... that there are, minimally, sexually differentiated parts, activities, capacities, hormonal and chromosomal differences that can be conceded without reference to »construction«... To »concede« the undeniability of »sex« or its »materiality« is always to concede some version of »sex,« some formation of »materiality«... To claim that discourse is formative is not to claim that it originates, causes, or exhaustively composes that which it concedes; rather, it is to claim that there is no reference to a pure body which is not at the same time a further information of that body. In this sense, the linguistic capacity to refer to sexed bodies is not denied, but the very meaning of »referentiality« is altered. In philosophical terms, the constative claim is always to some degree performative.« (Butler 1993, 10-11)

Von Seiten universalistisch orientierter liberaler Feministinnen wird häufig dagegen kritisch angemerkt, dass »postmodern musings on the discursive

construction of gender identity« mit ihrer »assertion [of] multiple subject positions« zur Aufgabe des feministischen politischen und sozialen Projekts führe, wenn der notwendige universale Anspruch, von *den*/für *die* Frauen als homogene Identitätskonstruktion zu sprechen, aufgegeben wird.

Das Diskurs-Konzept kann sich durchaus als problematisch erweisen, geht es doch dem Feminismus als emanzipatorischer politischer Bewegung um Subjektivität und Unterordnung und muß doch in der Diskurstheorie die Rolle des/der Anderen differenzierter als nur in der Opferrolle gesehen werden. Butler ist sich bewußt, dass »resistance to fixing the subject was essential to the matter ...« (Butler 1993, ix). Aus dem eher monolithischen »self« universalistischer Konzepte ist aus diskurstheoretischer Perspektive ein vielschichtiges, plurales Gefüge von »selves« geworden, deren Agenz-Rolle nur schwer zu fassen ist.⁴⁷ Doch auch das »decentred self« ist immer noch Subjekt; es ist eine Folge des Wirkens diskursiver Strukturen und interagiert als solche mit eben diesen Strukturen (vgl. Mills 1997, 102-3). Im Rahmen feministischer Theorie vermeidet dieser Zugang jenen zuvor beschriebenen normativen Universalismus, der in seiner Setzung »white, middle-class, heterosexual« in den sechziger und siebziger Jahren feministische Positionen dominierte. Ein feministisches diskurstheoretisches Konzept von *gender* schließt den Emanzipationsgedanken nicht zwingend aus, er fordert Differenzierung und macht bewusst, dass die Annahme von jeweiligen Subjektpositionen in verschiedenen sozialen und historischen Kontexten ein subtiler Prozess ist und der Feminismus aus diskurstheoretischer Sicht damit ein sehr komplexes politisches Programm darstellt.

In den zum Teil sehr divergierenden Positionen der fortlaufenden feministischen Theoriendebatte zur Kategorie *gender* lassen sich durchaus noch kohärente, verbindende Gemeinsamkeiten im Sinne eines politischen Projekts ausmachen. Allerdings werden feministische Theorien sowohl in der Pluralität ihrer Ansätze *in sich* wie auch in der Herausforderung an »tradierte« patriarchalische Zugänge der verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen sicher ein »minefield« (Kolodny 1985) bleiben.⁴⁸ Dies ist durchaus positiv, wie auch die französische Anglistin Claire Joubert feststellt:

»The very discomfort of the perplexities [the gender discussion] produces, and the delicacy it demands in terms of enunciative and epistemological positioning, are to be valued and cultivated as guarantees of critical awareness. The constant call to acknowledge the instability of (one's own) discourse is particularly necessary ...« (Joubert 1999, 24)

⁴⁷ Siehe auch Diana Fuss 1990: *Essentially Speaking: Feminism, Nature and Difference*. London/New York: Routledge.

⁴⁸ Bei aller möglichen Problematik dieser militanten Metapher trifft dieses Bild sicher eher die Ernsthaftigkeit des feministischen Projekts als Kolodnys als Gegenbild gesetzter *playful pluralism* (ebd.).

Das der beschriebenen Theoriedebatte zugrunde liegende Problem ist letztlich die schwierige philosophische Gratwanderung der Beziehung zwischen Einzelem, Besonderem und Allgemeinem und sollte vielleicht als Problem produktiv offen bleiben, jenseits akademischen Konkurrierens um den Anspruch auf Wahrheit (was dem postmodernen wie feministischen Projekt *a priori* zuwider laufen sollte).

Zur *gender*-Kategorie in der Literaturwissenschaft

Wo kann sich nun feministische Literaturwissenschaft in diesen Theoriedebatten verorten? Was ist *gender* bezogen auf den Literaturbegriff? Wie kann die Übersetzung der Analysekategorie *gender* in die literaturwissenschaftliche Praxis erfolgen, die sich aufgrund ihres Gegenstands stark interdisziplinär verstehen muß, wenn eben diese verschiedenen Disziplinen mit sehr unterschiedlichen *gender*-Konzepten operieren?

In der eindeutig universalistisch orientierten ersten Phase feministischer Theoriebildung, deren zentrale Kategorie *woman* war, zeigt sich die Theorie-Übersetzung noch recht unproblematisch; so wie in Kate Milletts *Sexual Politics* (1970), in dem sie auf der Grundlage soziologischer, historischer und literarischer Untersuchungen der Geschlechterverhältnisse seit Mitte des 19. Jahrhunderts difizile Frauenfeindlichkeit in der (Kanon-)Literatur des 20. Jahrhunderts als Indiz für ein durchgängig misogynies Geschlechterkonzept (*sexual politics*) unserer patriarchalen Kultur konstatiert und vor dem Hintergrund einer essentialistischen Mann-Frau-Perspektive eine radikale Kanonrevision einfordert. Wenn Elaine Showalter auf der Grundlage einer letztlich essentialistischen Dichotomiesetzung Mann-Frau ihrem literaturwissenschaftlichen Ansatz von *gynocriticism* zugrunde legt⁴⁹, birgt auch das noch keine großen Übersetzungsprobleme. Wenn wir heute aber versuchen, Identität als Repräsentation und Textualität verschiedener sozialer Beziehungen und gleichzeitig den Wissenschaftsgegenstand der Literaturwissenschaft — Texte (i. w. S.) — als vielfach bestimmte und bestimmende Diskurse begreifen, bedeutet das für die feministische Literaturwissenschaft eine stetige Auseinandersetzung mit zum Teil sehr auseinandergelassenen Konzeptionen von *gender*. Vor dem Hintergrund der Komplexität kultureller/literarischer Kommunikation, macht es wenig Sinn zu fragen, welches der einzelnen disziplinären *gender*-Konzepte nun für die Literaturwissenschaft maßgebend adaptiert wird bzw. werden sollte. Wenn »*gender* nicht nur die sozio-kulturelle Konstruktion des Körpers, sondern auch ein semiotisches System [ist], mit Hilfe dessen Differenzialität produziert wird«, müssen wir schlußfolgern, dass ein konkurrierendes Gegeneinanderabwägen verschiedener *gender*-Konzepte wenig

⁴⁹ Siehe u. a. Elaine Showalter 1977: *A Literature of Their Own. British Women Novelists from Brontë to Lessing*. New Jersey: Princeton UP.; sowie Sandra M. Gilbert & Susan Gubar 1979: *The Madwoman in the Attic: The Woman Writer and the Nineteenth-Century Literary Imagination*. New Haven: Yale UP. Siehe auch Greene/Kahn 1985, 23-24.

fruchtbar ist, statt dessen sowohl »Ansätze strukturaler Kulturanthropologie ... [wie auch] poststrukturalistische — sprachtheoretische und psychoanalytische — Theorien [im möglichen Zusammenspiel] zur Klärung des Begriffs hilfreich sein können« (Hof 1995, 20). Für die feministische Literaturwissenschaft bedeutet das, mit einem sehr flexiblen *gender*-Begriff zu operieren (der manchmal durchaus eklektisch wirken kann), bedenken wir die Komplexität und Vielfalt der disziplinären Problemstellungen, die aus einer Analyse von Literatur als Diskurs⁵⁰ resultieren,

»[which] ›implicitly put[s] in question the ›metaphysics of presence‹ which had dominated western philosophy‹, and in liberating the text ›from the authority of a presence behind it‹, released it ›from the constraints of a single and univocal reading‹, making it ›available for production, plural, contradictory, capable of change ... unfixed, a process‹« (Belsey 1980, 136, 134).

Aus der feministischen Perspektive bedeutet dies, dass

»... the question of the female subject in the text is no longer aimed at Woman (her essence), but at representation (its workings, its productivity). Its object is no longer Literature (›A Literature of Their Own‹), but the critical nature of the literary act: that which is performed by the reader and the literary theorist as much as that which is performed by the text itself, as the force which puts representations to the test.« (Jourbert 1999, 24-25)

In diesem Sinne entstehen heute die — aus meiner Sicht — innovativsten literaturwissenschaftlichen Arbeiten an der Schnittstelle bzw. in Grenzüberschreitung von feministischen und postkolonialen Fragestellungen und Konzepten zur Subjektkonstruktion.⁵¹

Wenn, wie Greene und Kahn feststellen,

»[t]he ideology of gender is inscribed in discourse — in our ways of talking and writing [and perceiving] — and it is produced and reproduced in cultural practice« (Greene/Kahn 1985, 4),

und wenn Literatur als Teil kultureller Praxis selbst diskursive Praxis ist (Eagleton 1983, 205), dann ist *gender* (wie auch Kategorien von Rasse/Ethnizität) legitimer, ja zwingender Bestandteil literaturwissenschaftlicher Analyseparadigmen. Wenn in den Eingangsüberlegungen für diesen Band die Frage nach »Geschlecht« als *Fundament* oder *Horizont* von Wissensproduktion gestellt wurde, so behaupte ich, ist die *gender*-Kategorie als ein paradigmabildendes Konzept in den Literaturwissenschaften aus feministischer Sicht fundamentaler Horizont *und* visionäres Fundament für die weitere Wissenschaftsentwicklung.

⁵⁰ Siehe dazu u. a. Belsey 1980 sowie Hof 1995.

⁵¹ Siehe dazu zum Beispiel Zack 1997. Siehe auch Anja Bandaus Beitrag in diesem Band.

Literatur:

- Althusser, Louis 1971: *Ideology and the State Apparatuses*. In: *Lenin and Philosophy and Other Essays*, trans. Ben Brewster. New York: Monthly Review P
- Assiter, Alison 1996: *Enlightened Women: Modernist Feminism in a Postmodern Age*. London/New York: Routledge
- Belsey, Catherine 1980: *Critical Practice*. London/New York: Routledge.
- Bristow, Joseph 1997: *Sexuality*. (The New Critical Idiom Series). London/New York: Routledge
- Butler, Judith 1990: *Gender Trouble*. New York/London: Routledge
- Butler, Judith 1993: *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of »Sex«*. New York/London: Routledge
- De Beauvoir, Simone 1952: *The Second Sex*. New York: Bantam
- Eagleton, Terry 1983: *Literary Theory: An Introduction*. Minneapolis: U of Minneapolis P.
- Gerson, Judith; Peiss, Kathy 1985: Boundaries, Negotiations, Consciousness: Reconceptualizing Gender Relations. In: *Social Problems* 32(4), 317-331.
- Greene, Gayle; Kahn, Coppélia (Hg.) 1985: *Making a Difference: Feminist Literary Criticism*. London/New York: Routledge
- Griffiths, Morwenna 1995: *Feminisms and the Self: The Web of Identity*. London/New York: Routledge
- Hof, Renate 1995: *Die Grammatik der Geschlechter. Gender als Analysekategorie der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/New York: Campus
- Joubert, Claire 1999: The ›Feminine‹: A Critical Angle for Poetics. In: *The European English Messenger* VIII/1, 24-28.
- Kolodny, Annette 1985: Dancing Through the Minefield: Some Observations on the Theory and Politics of a Feminist Literary Criticism. In: *The New Feminist Criticism*. (Hg.) Elaine Showalter 1989. London: Virago, 144-167
- Mills, Sara 1997: *Discourse*. The Critical Idiom Series. London/New York: Routledge
- Probyn, Elspeth 1993: *Sexing the Self: Gendered Positions in Cultural Studies*. London/New York: Routledge

Weeks, Jeffrey 1986: *Sexuality*. London: Travistock

Wittig, Monique 1981: One Is Not Born a Woman. In: *Feminist Issues* 2, 47-54

Kurzbiographie:

Andrea Kinsky-Ehritt, Dr., Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich Englische Literatur, Institut für Anglistik und Amerikanistik, der Universität Potsdam. Ihr Forschungsinteresse gilt besonders feministischer Literaturtheorie und -kritik; sie arbeitet z. Z. an ihrem Habilitationsprojekt »Genre and Gender: Contemporary Anglophone Women's Poetry«.

Susanne Thiemann

Frauen- und Geschlechterforschung in der Romanistik

Die Ahnherrinnen einer feministischen — oder
doch zumindest femininen — Literaturkritik
stammen aus der Romania.

(Zimmermann 1995b, 9)

Eine gelehrte Frau sitzt in ihrem Studierzimmer und ist verzweifelt,

»allerorts, in allen möglichen Abhandlungen scheinen Philosophen, Dichter, alle Redner [...] wie aus einem einzigen Munde zu sprechen und alle zu dem gleichen Ergebnis zu kommen, daß nämlich Frauen in ihrem Verhalten und in ihrer Lebensweise zu allen möglichen Formen des Lasters neigen. [...] In solchen Gedanken befangen, erfüllten mich gewaltiger Überdruß und große Verzagtheit, denn ich verachtete mich selbst und mit mir das gesamte weibliche Geschlecht, als wäre es ein Irrtum der Natur.« (Christine de Pizan 1990, 36-37)

Aus diesem Schreibanlaß heraus, verfaßt die 1364 in Italien geborene Schriftstellerin, Lyrikerin und Chronistin Christine de Pizan, mit ihrem *Livre de la Cité des Dames* (1405) die erste Frauenapologie aus weiblicher Feder und steht somit am Anfang eines frühneuzeitlichen Feminismus.⁵² In der Tradition eines humanistischen Feminismus ist auch Marie le Jars de Gournays (1565-1645) Traktat über die *Egalité des Hommes et des Femmes* (1622) zu verorten; »preziöse« Autorinnen, wie Madame de Lafayette, Madame de Sévigné und Madeleine de Scudéry prägen die literarische Produktion der französischen Salonkultur. Olympe de Gouge (1748-1793) liefert mit ihrer *Déclarations des droits de la Femme et de la Citoyenne* (1791) das Pendant zur »allgemeinen« Menschenrechtserklärung der Französischen Revolution und begründet den feministischen Kampf um die rechtliche Gleichstellung der Frau in der Gesellschaft. Das 20. Jahrhundert ist nicht ohne Simone de Beauvoirs Analysen der herrschenden Verhältnisse zu denken und die Entwicklung der feministischen Theorien durch Julia Kristeva, Luce Irigaray und Hélène Cixous stellen neben der nordamerikanischen Frauen- und Geschlechterforschung die zentralen Eckpfeiler jeglicher Diskussion von Geschlechterverhältnissen dar. Die italienische Literaturgeschichte weist nicht nur eine große Anzahl an Dichterinnen, Schriftstellerinnen und Denkerinnen auf, sondern ebenfalls eine frühe Auseinandersetzung mit der Geschlechterdifferenz, wie z.B. in Moderata Fontes Dialog *Il Merito delle Donne* (1592), in dem die Forderung nach

⁵² Zur historischen Dimension des Begriffs Feminismus siehe Zimmermann 1995a. Christine de Pizan löste mit ihrer Reaktion auf das misogynie Schrifttum ihrer Zeit eine regelrechte *querelle* aus. Siehe hierzu vor allem Bock/Zimmermann 1997.

umfangreicher Bildung auch für Frauen im Mittelpunkt steht. Weibliche Schreibtraditionen, geprägt von dem Kampf um den Zugang zu Bildung und Schrift, finden sich auch auf der iberischen Halbinsel.⁵³ Von der Mystikerin Teresa de Avila über die Novellistin und Dramatikerin des *Siglo de oro* Maria de Zayas y Sotomayor zu Emilia Pardo Bazán, die den französischen Naturalismus in die spanische Literatur einführte, — die Liste ließe sich auch hier beliebig fortführen. An der Tatsache, daß seit dem Tod Francos die Mehrheit der Lyrik- und Romanproduktion in Spanien von Frauen verfaßt wird, kommt heute keine LiteraturkritikerIn mehr vorbei.⁵⁴ Was den Bereich der lateinamerikanischen und der frankokaribischen Literaturen angeht, so sei hier auf die wesentliche Verknüpfung der »Frauen- und Geschlechterfrage« mit den Kategorien von *race* und *class*, wie sie besonders in den *postcolonial studies* theoretisiert wird, hingewiesen.

Aufgrund dieser enormen Präsenz von Autorinnen, genderspezifischen Thematiken und Problemstellungen, sei es im literatur- und kulturhistorischen, sei es im theoretischen Bereich, scheint es daher angebracht, die deutschsprachige Romanistik, deren Untersuchungsgegenstand ja die romanischen (und traditionell allen voran die französischen) Sprachen, Literaturen und Kulturen darstellen, dahingehend zu befragen, ob sie dieser Präsenz Rechnung trägt.⁵⁵

Gemäß der methodischen Implikationen einer Verknüpfung von Frauen- und Geschlechterforschung⁵⁶ möchte ich zunächst nach dem Ort von Frauen als Forschende in der deutschen Romanistik fragen, um anschließend die Möglichkeiten der Kategorie *gender* für die romanistische Literaturwissenschaft zu beleuchten.

Im Rahmen des 1993 in Potsdam veranstalteten XXIII. Deutschen Romanistentags wurde zum ersten Mal eine Sektion zu Frauenforschung und *Gender Studies* abgehalten, in der Möglichkeiten einer »feministischen Literaturwissenschaft in der Romanistik«⁵⁷ diskutiert wurden. Als zentrales Diskussionsdesiderat stellte sich der literaturwissenschaftliche Kanon dar. Noch immer kursieren Leselisten ohne wichtige Autorinnen, werden Dichterinnen in Vorlesungen nur am Rande erwähnt. In Literaturgeschichten werden schreibende Frauen höchst problematisch in ein »Literatur-von-Frauen«-Kapitel

⁵³ Ein erster Überblick in Frackowiak 1998.

⁵⁴ Vgl. etwa Bierbach/Rössler 1992 oder die Lyrikanthologie von Benegas/Munárriz 1997, die auch eine Diskussion über Sinn und Unsinn von geschlechtsspezifischen Anthologien enthält.

⁵⁵ Einmal ganz abgesehen von den überproportional hohen Studentinnenzahlen gegenüber dem verschwindend geringen Anteil ihrer männlichen Kommilitonen.

⁵⁶ Mein Verständnis von Frauen- bzw. Geschlechterforschung bezieht sich auf die nordamerikanische Unterscheidung von *women's* und *gender studies* und wie sie in der deutschen Romanistik rezipiert worden ist. (Vgl. dazu Vinken 1995)

⁵⁷ So auch der Titel der veröffentlichten Akten, siehe Kroll/Zimmermann 1995.

zusammen geworfen, anstatt sie in die jeweiligen Schreibzusammenhänge ihrer Zeit einzuordnen.⁵⁸ Um viele dieser Autorinnen überhaupt erst »sichtbar« zu machen, sind umfangreiche editorische Arbeiten nötig, wie sie in der Pionierzeit der Romanistik, als sie sich noch Romanische Philologie nannte, für ein gewisses Korpus mittelalterlicher Texte geleistet wurde. Aber auch der etablierte — männliche — Kanon verlangt eine Relektüre:

»Die überfällige Integration der Kategorie Geschlecht in unsere Leseprozesse und, daraus folgend, die Einschreibung der Geschlechterdifferenz in die Literaturgeschichte, ermöglichen verblüffend neue Einsichten in alte Texte und regen zu einer Revision des romanistischen Kanons an.« (Zimmermann 1995a, 60)

So etwas wie eine französische Literaturgeschichte aus der Sicht der Geschlechterforschung, wie sie Ina Schabert (1997) für die englische Literaturgeschichte beispielhaft vorgeführt hat, steht ebenso noch aus, wie die von Margarete Zimmermann geforderte Diskussion um Kanonisierungsprozesse auf Fachverbandesebene (vgl. Zimmermann 1995b, 11).

Woher kommt diese notorische Blindheit, das Festhalten an überlieferten — männlichen — Autoritäten, den sogenannten Klassikern?

Zimmermann vermutet einen Zusammenhang zwischen dem Fehlen von Autorinnen im literaturwissenschaftlichen Kanon einerseits und »einer mangelnden Kontinuität der Präsenz von Frauen in den Kulturwissenschaften« andererseits. (Zimmermann 1995b, 11).

Ebensowenig wie die Namen bedeutender Autorinnen der Romania, sind die Namen von großen Romanistinnen in das kollektive Gedächtnis des Faches eingegangen. Namen von romanistischen Literatur- und Sprachwissenschaftlern wie Erich Auerbach und Victor Klemperer sind dagegen über die Fachgrenzen hinaus bekannt. Falls die Studierende der Romanistik nach Vorbildern sucht, die ihr neben der wissenschaftlichen Orientierung auch Beispiele akademischer Lebensläufe liefern, die ihr zeigen, ob und wie die Passion für die Wissenschaft mit dem Bedürfnis nach Partnerschaft oder dem Wunsch nach Familienbildung verbunden werden kann, so wird sie kaum fündig werden. Fragt sie danach, wann die erste Studentin begonnen hat, Romanistik zu studieren, wann die erste promoviert, habilitiert oder gar einen ordentlichen Lehrstuhl bekommen hat, wird sie kaum eine Antwort bekommen. »Wer etwas über unsere Vorgängerinnen wissen will, wird [...] ins Leere greifen« (Hahn 1994, 9). Diese »Leere« im kollektiven Gedächtnis der akademischen Landschaft ist sicherlich nicht auf die Romanistik beschränkt. Sie steht vielmehr in unmittelbarem Zusammenhang mit der schwierigen Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland. In den Philologien sah die Situation insgesamt stets besser aus als in anderen Fächern; besonders in der Germanistik sind Frauen und mit ihnen die

⁵⁸ Zur Kanondiskussion in der Romanistik siehe: Zimmermann 1996 und Steinbrügge 1995.

Frauenforschung zu einem festen Bestandteil der Forschungslandschaft geworden.

Wie sieht nun der Ort der Frauen in der Romanistik aus, einem Fach, das mit der Gründung des ersten Romanischen Seminars in der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn 1830 seinen institutionellen Anfang fand? Eine der ersten Romanistinnen, Carolina Michaëlis de Vasconcelos (1851-1925) lieferte mit ihrer Studie über den intellektuell und kulturell herausragenden Hof der lebenslang ledigen Tochter König Manuel I in Portugal den ersten bedeutenden Beitrag zur Erforschung der literarischen Produktion von Frauen im portugiesischen Humanismus (vgl. Vasconcelos 1902). Da sie als Frau die Universität nicht besuchen durfte, wurde ihr 1893 durch die Universität Freiburg i. Br. eine Ehrenpromotion zur Dr. phil., »in Anerkennung ihrer Forschungen auf dem Gebiet der romanischen Philologie, insbesondere der portugiesischen und spanischen Sprache und Literatur« verliehen (vgl. Boedeker 1939, LXXXI). Auch Charlotte Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden, verdankt ihre 1898 erhaltene Ehrenpromotion vor allem einer Arbeit zur historischen Frauenforschung.⁵⁹

Ein Blick in das Dissertationsverzeichnis der Jahre 1908-1933 läßt Erstaunliches zu Tage kommen:⁶⁰ Von den ersten offiziellen 15 Promotionen in den Jahren 1908-1912 widmen sich ein Drittel ausdrücklich Themen der Frauenforschung.⁶¹ Die Verfasserinnen stellen entweder Leben und Werk einer Autorin in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung oder widmen sich der Frauenbildanalyse in von Männern geschriebener Literatur. Nach der Promotion verschwinden diese frühen Romanistinnen allerdings. Unter den 58 Hochschullehrerinnen, die bis zum Jahre 1933 im Besitz einer *venia legendi* sind, befindet sich keine einzige Romanistin (vgl. Boedeker 1939, LXXX). Im Verzeichnis der Professoren und Dozenten der »Gründeruniversität« zu Bonn werden für den Zeitraum von 1818-1968 von 138 Dozenten der Romanistik 22 (16%) Frauen registriert. Schauen wir uns allerdings die Tätigkeitsbereiche und akademischen Grade dieser Frauen an, so kommt ein sehr hoher Anteil an befristeten Lektorenstellen und Lehraufträgen zu Tage — nur eine einzige Romanistin hat sich in Bonn habilitiert.⁶² Daß dies keine Bonner Eigenart ist, belegt Charlotte Lorenz' Studie zur *Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte an den wissenschaftlichen Hochschulen Deutschlands* (1953). Im Jahre 1952 werden insgesamt 28 (13,2 %) weibliche Lehrkräfte in der Romanistik Westdeutschlands erfaßt, davon eine

⁵⁹ Sie schrieb eine Biographie über Mme de Staël, vgl. Blennerhassett 1887-1889.

⁶⁰ Vgl. Boedeker 1936, 69-83; siehe auch den Überblick zu »Geschichte und Entwicklung des Frauenstudiums in Deutschland« in Boedeker 1939, XXI ff., dort auch bibl. Angaben zu frühen Veröffentlichungen zur Frauenstudiumpolemik.

⁶¹ Vor allem zum Problem der Frauenbildung, was sicherlich auch mit dem gerade erst erkämpften Recht auf das Frauenstudium zu erklären ist.

⁶² Ilse Nolting-Hauff habilitierte 1965 und wurde 1966 ordentliche Professorin an der Universität in Bochum, vgl. Wenig 1968, 213.

einzigste Honorarprofessorin und zwei Privatdozentinnen, der Rest sind Lehrbeauftragte und Lektorinnen (Lorenz 1953, 32).⁶³ Auch in Ostdeutschland sieht die Situation nicht besser aus; die 9 weiblichen Lehrkräfte sind allesamt Lehrbeauftragte und Lektorinnen (Lorenz 1953, 39).⁶⁴

Legt man die Dokumentation von Elisabeth Boedeker und Maria Meyer-Plath zugrunde, die Habilitationen von Frauen in Deutschland über den Zeitraum von 1929-1970 erfaßt, habilitierte sich die erste und in diesem Zeitraum einzige Frau im Fach Romanistik in der Bundesrepublik erst 1954 (vgl. Boedeker/ Meyer-Plath 1974, 343). Ungeachtet der grundsätzlichen Problematik von Statistiken und dem spärlich vorliegenden Zahlenmaterial für das hier behandelte Fach, wird anhand dieser Zahlen und Fakten die unübersehbare personelle »Leere«, die Abwesenheit von Frauen in der deutschen Romanistik, offenkundig. »Die Wissenschaft ist der Ort, der aktiv und aggressiv Frauen und Weiblichkeit abtreibt.« (Hassauer 1993, 14) Zu dieser pessimistischen Einschätzung gelangt Friederike Hassauer, Professorin für romanische Literaturwissenschaft in Wien, noch Anfang der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts. Eine wesentliche Ursache für das »akademische Frauensterben« sieht sie im Ausschlußverfahren der Habilitation und den damit verbundenen Riten und Praktiken der Rekrutierung wissenschaftlichen Nachwuchses (vgl. Hassauer 1994).⁶⁵ Es scheint, als hätte die Maxime Wilhelm von Humboldts aus dem Jahre 1810 am Ende des 20. Jahrhunderts noch immer ihre Gültigkeit: »Die Hauptsache beruht auf der Wahl der in Tätigkeit zu setzenden Männer.«⁶⁶ In anderen europäischen Ländern liegt der Anteil an Professorinnen wesentlich höher als in Deutschland — in Spanien sogar bei 33 %! Die bisherigen Maßnahmen zur Förderung von Frauen reichen jedenfalls nicht aus, das Gegenteil scheint sogar der Fall: »seit Frauen so nachdrücklich gefördert werden, ist ihr Anteil an den Lehrenden nicht etwa gestiegen, sondern leicht gefallen: fünf Prozent — das ist nach wie vor die magische Grenze; höher war der Anteil von Frauen an den Professoren nie« (Hahn 1994, 8). Der personellen Situation entsprechend mager sind bisher die Beiträge zur Frauen- und Geschlechterforschung in der Romanistik. Zimmermann bemängelt in ihrer Auswertung der literaturwissenschaftlichen Promotions- und Habilitationsthemen der Jahre 1980-1993 im Fach der Romanistik nicht nur die geringe Zahl der *gender*-orientierten Forschungen. Sie konstatiert auch eine fehlende historische Tiefendimension, da zumeist nur Autorinnen des 19. und 20. Jahrhunderts Untersuchungsgegenstand sind. Außerdem dominieren nach wie vor inhaltsorientierte Studien nach dem Titelschema »Die Frau in...«, so daß der international vollzogene Schritt von Frauen- zur Geschlechterforschung (bzw. der Verknüpfung von beiden) in der

⁶³ Siehe hierzu auch Hampe 1963, 29.

⁶⁴ Lorenz führt Romanistik und Italienisch getrennt auf, ich habe die beiden Fächer zusammengefaßt.

⁶⁵ Siehe aber auch bereits Felgentraeger 1963.

⁶⁶ Zitiert in: Rothe 1962, 130.

deutschen Romanistik bisher nicht geleistet wurde. Arbeiten im literaturtheoretischen Bereich, etwa in der Auseinandersetzung mit einer feministischen Literaturwissenschaft, fehlen sogar gänzlich (vgl. Zimmermann 1996, 45f.).⁶⁷

Während in der Germanistik, Anglistik, Geschichtswissenschaft und Kunstgeschichte seit längerer Zeit eine intensive Diskussion um Begriffe und Konzepte der Frauenforschung, der *Gender Studies* und der Differenzforschung stattfindet, ist also »in der deutschen Romanistik [ein] weit verbreitetes Desinteresse an Ansätzen der (französischen und nordamerikanischen) feministischen Literaturtheorie und -wissenschaft« zu verzeichnen (Zimmermann 1995b, 9).

Angesichts der mittlerweile hochgradigen Ausdifferenzierung literaturtheoretischer und methodischer Ansätze, möchte ich mich im folgenden auf wesentliche Stationen der literaturwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung beschränken.⁶⁸ Wie wir an den oben genannten Beispielen gesehen haben, bezogen die ersten Romanistinnen (vor der »neuen« Frauenbewegung) die Kategorie *gender* dahingehend in ihr Forschungsinteresse mit ein, daß sie entweder Texte von Autorinnen untersuchten oder die Darstellung von Frauen in Texten des literarischen — männlichen — Kanons analysierten, wobei besonders der Problemkreis »Frauen und Bildung« im Vordergrund stand. Sie betrieben also in gewisser Weise eine »Müttersuche«, das heißt, sie versuchten ihre eigene Position als Frauen im akademischen Betrieb durch Vorgängerinnen zu legitimieren. Die Frage nach der Kategorie *gender*, dem sozialen Geschlecht, wurde also beantwortet mit der Suche nach dem *eigenen* Geschlecht — dem Ort des Weiblichen. Im Zuge der 68er Bewegung verlagerte sich das feministische Erkenntnisinteresse auch in der Literaturwissenschaft auf die Analyse und damit verbunden die Veränderung der herrschenden — patriarchalen — Verhältnisse. In diesem Zusammenhang wurde auch nach einer spezifisch weiblichen Ästhetik gefragt: Schreiben Frauen aufgrund ihrer verschiedenen lebensgeschichtlichen Erfahrung anders als Männer? Diese Frage ist jedoch nicht neu. Bereits im 17. und besonders im 18. Jahrhundert galt das Schreiben von Frauen als »spontaner« und »emotionaler« als das Schreiben von Männern. Schrieb eine Frau sachlich und rational, benutzte sie andere als den Frauen zugestandene Gattungen wie Brief und Tagebuch — etwa die wissenschaftliche Abhandlung oder ein philosophisches Traktat, — dann wurde sie aus dem zeitgenössischen Diskurs ausgeschlossen.

⁶⁷ Es sei darauf hingewiesen, daß Zimmermann nur den Bereich der Italianistik und Französisistik untersucht. Eine Analyse der hispanistischen Arbeiten steht noch aus. Für Entwürfe einer feministischen Literaturwissenschaft in der Romanistik siehe nach wie vor: Kroll/Zimmermann 1995. Darin vor allem Kroll 1995 und Kopyczinski 1995.

⁶⁸ Auf die zahlreichen Möglichkeiten der Frauen- und Geschlechterforschung in der romanistischen Sprachwissenschaft, etwa im Bereich der Soziolinguistik oder dem Sprachenvergleich kann hier nur verwiesen werden.

VertreterInnen der These einer solchen weiblichen Ästhetik wurden daher stets der biologischen Zuschreibung, der Gleichsetzung von sozialem und biologischem Geschlecht und der erneuten Reduktion von »Weiblichkeit« auf überkommene Rollenclichés, verdächtigt. In manchen Fällen mag diese Kritik durchaus zutreffen — die in diesem Zusammenhang stets zitierten französischen Theoretikerinnen und Schriftstellerinnen Julia Kristeva, Luce Irigaray und Hélène Cixous trifft sie zu Unrecht. Abgesehen von den untereinander sehr abweichenden Positionen (besonders Julia Kristeva) entwarfen die Französinen ihr Konzept einer *écriture féminine* von Anfang an als subversive Textpraxis, d.h. als Schreibweise, die in den Texten der klassischen Moderne ihre Wurzel findet. *Écriture féminine* ist als Programm zu verstehen: *Le rire de la Meduse* von Cixous hat z.B. die Form eines in der Tradition der Historischen Avantgarden stehenden literarischen Manifestes. »Die Frau soll die Frau schreiben« — das bedeutet nicht, daß »die Frau« ein fertiges Produkt sei. Im Gegenteil, sie soll sich schreibend entwerfen. Da Cixous aus dem theoretischen Umfeld Barthes, Derridas und Foucaults stammt, ist dieser Entwurf eine nicht abschließbare Bewegung. Während »männliches Schreiben« als phallogozentrisch, hierarchisch und ausgrenzend definiert wird, ist »weibliches Schreiben« durch das »Verströmen«, die »Hingabe« geprägt — in assoziativer Nähe zu Derridas *dissémination*. »Männliches« und »weibliches Schreiben« sind nicht essentialistisch zu verstehen, sondern als Metaphern: *Écriture féminine* findet Cixous z.B. bei Marcel Proust und James Joyce!

Die Auseinandersetzung mit poststrukturalistischer Theoriebildung ließ mit der Relativierung des Subjektbegriffs auch die Kategorie des Autors und damit auch die Frage nach dessen Geschlecht obsolet werden. Damit wurde auch die bis heute betriebene, historische Frauenforschung in Frage gestellt: Was nützt es, wenn wir Texte vergessener Autorinnen ausgraben, um ihre »weibliche« Stimme zu hören, wenn Identität und somit auch Geschlechtsidentität ein diskursiv erzeugtes Konstrukt ist? Laufen wir in der historischen Frauenforschung, den sogenannten *women studies*, nicht Gefahr, unsere Weiblichkeitsvorstellungen und -wünsche auf ganz andere Kontexte zu übertragen?⁶⁹ Hier verspricht die Geschlechterforschung, die sogenannten *gender studies*, Abhilfe. Nun ist nicht mehr »die Frau« Gegenstand des Erkenntnisinteresses, sondern es sind textuell verhandelte Geschlechterdifferenzen. Welche Erzählungen haben überhaupt zur Annahme nur zweier Geschlechter geführt, wie konstituiert sich der Diskurs über die Geschlechterdifferenz, steht er in einem Zusammenhang mit den epistemologischen Übergängen von Mittelalter zu Früher Neuzeit? Ohne das Einbeziehen der Kategorie *gender*, verstanden als stets neu verhandeltes und zu verhandelndes soziales Geschlecht, das sich durch Ab- und Ausgrenzung des Anderen konstituiert, ist eine Analyse literarischer Texte daher kaum noch

⁶⁹ Christine de Pizan wurde z.B. für ihr aus heutiger Sicht sehr konservatives Weiblichkeitsideal von machen FeministInnen gerügt (bzw. gelobt...)

denkbar. Niederschlag hat diese Erkenntnis bereits in einigen interdisziplinären Forschungsprojekten gefunden, wie »Das Subjekt und die Anderen. Interkulturalität und Geschlechterdifferenz von der frühen Neuzeit bis in die Gegenwart« an der Universität Trier oder in dem von Friederike Hassauer in Wien geleiteten Projekt zur Erforschung der Geschichte von Geschlechterverhältnissen in der spanischen Literatur.

Ein neues Problem entsteht jedoch, wenn die Kategorie *gender* in alt bekannter Manier die tatsächlichen, historischen Frauen erneut unsichtbar macht. Da, wo der Diskurs sich in Gesetzen, Normen und Verboten verfestigt bzw. seine institutionalisierte Ausformung findet, schafft er Realitäten, die nicht unterschlagen werden sollten. Wenn Frauenforschung die Erforschung von Geschichte und Gegenwart von Frauen bedeutet, dann ist das die Geschichte derjenigen, die als Frauen bezeichnet und als solche behandelt werden bzw. derer, die sich selbst als solche definieren. Die Ansätze der Geschlechterforschung hingegen verweisen auf die Konstruiertheit jedwedlichen Geschlechts — so wird der Blick frei auf die Konstruktion auch von Männlichkeit — etwa in den Tagebüchern eines Che Guevara. Damit die Forschung, die wie hier gezeigt, nach wie vor von Männern dominiert wird, den Blick auf die Frauengeschichte nicht verliert, bietet sich ein Vorgehen an, bei dem eine stete Auseinandersetzung zwischen an women's studies orientierten Ansätzen und an gender studies orientierten Konzepten stattfindet.

Die Frage nach »weiblichem Schreiben« würde nun nicht mehr mit *écriture féminine*, also einem aus einem ganz bestimmten Kontext heraus entstandenen Begriff gleichgesetzt, sondern mit der Frage nach den jeweiligen historischen und diskursiven Bedingungen von schreibenden Frauen verbunden. Wenn Teresa de Avila sich in ihrem Schreiben als ungebildet und unwissend inszeniert, so muß dies vor dem Hintergrund von Inquisition und der Debatte um Frauenbildung des 16. Jahrhunderts gesehen werden. Hauptaugenmerk der literaturwissenschaftlichen Analyse wäre jedoch nicht »die Frau hinter dem Text«, sondern die Frau »im Text« — und die kann selbstverständlich auch von Männern geschrieben sein...

Literatur:

Benegas, Noni/Munárriz, Jesús (Hg.) 1997: *Ellas tienen la palabra. Dos décadas de poesía española*. Madrid: Hiperión

Bierbach, Christine/Rössler, Andrea (Hg.) 1992: *Nicht Muse, nicht Heldin. Schriftstellerinnen in Spanien seit 1975*. Berlin: tranvía

Blennerhassett, Charlotte 1887-1889: *Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur*. Bd. 1-3, Berlin

- Bock, Gisela/Zimmermann, Margarete (Hg.) 1997: *Querelles*. Jahrbuch für Frauenforschung. Bd. 2. Die europäische *Querelle des Femmes*: Geschlechterdebatten seit dem 15. Jahrhundert. Stuttgart: Metzler
- Boedeker, Elisabeth 1936: *25 Jahre Frauenstudium in Deutschland. Verzeichnis der Doktorarbeiten von Frauen 1908-1933*. Heft II, Hannover: C. Trute
- Boedeker, Elisabeth 1939: *25 Jahre Frauenstudium in Deutschland. Verzeichnis der Doktorarbeiten von Frauen 1908-1933*. Heft I, Hannover: C. Trute
- Boedeker, Elisabeth/Meyer-Plath, Maria 1974: *50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920-1970*. Göttingen: Schwartz
- De Pizan, Christine 1990²: *Das Buch von der Stadt der Frauen*. Aus dem Mittelfranzösischen übertragen, mit einem Kommentar und einer Einleitung versehen von Margarete Zimmermann. München: dtv
- Felgentraeger, Wilhelm 1963: Zur Situation der weiblichen Hochschullehrer. In: *Schriften des Hochschulverbandes* 13, 9-23
- Frackowiak, Ute (Hg.) 1998: *Ein Raum zum Schreiben: Schreibende Frauen in Spanien vom 16. bis ins 20. Jahrhundert*. Berlin: tranvía
- Hahn, Barbara (Hg.) 1994: *Frauen in den Kulturwissenschaften. Von Lou Andreas-Salomé bis Hannah Arendt*. München: Beck
- Hampe, Asta 1963: Frauen im akademischen Lehramt. In: *Schriften des Hochschulverbandes* 13
- Hassauer, Friederike 1993: Die ausgesperrte Mehrheit. In: *du* 11, 12-14
- Hassauer, Friederike 1994: *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens*. Wien: Passagen
- Kopyczinski, Monika: Feministischer Diskurs und Wissenschaft. In: *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik. Theoretische Grundlagen — Forschungsstand — Neuinterpretationen*. (Hg.) Renate Kroll/Margarete Zimmermann, Stuttgart/Weimar: Metzler, 74-83
- Kroll, Renate 1995: Feministische Positionen in der romanistischen Literaturwissenschaft. In: *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik. Theoretische Grundlagen — Forschungsstand — Neuinterpretationen*. (Hg.) Renate Kroll/Margarete Zimmermann, Stuttgart/Weimar: Metzler, 26-43
- Kroll, Renate/Zimmermann, Margarete (Hg.) 1995: *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik. Theoretische Grundlagen — Forschungsstand — Neuinterpretationen*. Stuttgart/Weimar: Metzler

- Lorenz, Charlotte 1953: *Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte an den wissenschaftlichen Hochschulen Deutschlands*. Berlin: Duncker & Humblot
- Rothe, Hans Werner 1962: Der Bremer Universitätsplan. In: *Schriften des Hochschulverbandes* 11
- Schabert, Ina 1997: *Englische Literaturgeschichte aus der Sicht der Geschlechterforschung*. Stuttgart: Kröner
- Steinbrügge, Lieselotte 1995: Verborgene Tradition. Anmerkungen zur literarischen Kanonbildung. In: *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik. Theoretische Grundlagen — Forschungsstand — Neuinterpretationen*. (Hg.) Renate Kroll/Margarete Zimmermann, Stuttgart/Weimar: Metzler, 200-213
- Vasconcelos, Carolina Michaëlis de 1902: *Á Infanta D. Maria de Portugal (1521-1577) e a suas Damas*. Porto: Typ. de Arthur José de Souza & irmão 1902, 2. Auflage in Faksimile mit einem Vorwort von Américo da Costa Ramalho, Lisboa: Biblioteca Nacional 1983
- Vinken, Barbara 1995: Differenz-Forschung. In: *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik. Theoretische Grundlagen — Forschungsstand — Neuinterpretationen*. (Hg.) Renate Kroll/Margarete Zimmermann, Stuttgart/Weimar: Metzler, 66-73
- Wenig, Otto (Hg.) 1968: *Verzeichnis der Professoren und Dozenten der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn 1818-1968*. Bonn: Bouvier, Röhrscheid
- Zimmermann, Margarete 1995a: Feminismus und Feminismen. Plädoyer für die Historisierung eines umstrittenen Begriffs. In: *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik. Theoretische Grundlagen — Forschungsstand — Neuinterpretationen*. (Hg.) Renate Kroll/Margarete Zimmermann, Stuttgart/Weimar: Metzler, 52-63.
- Zimmermann, Margarete 1995b: Literaturgeschichte und weibliche *memoria*. In: *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik. Theoretische Grundlagen — Forschungsstand — Neuinterpretationen*. (Hg.) Renate Kroll/Margarete Zimmermann, Stuttgart/Weimar: Metzler, 9-17
- Zimmermann, Margarete 1996: Kanon und Geschlecht. Zum Verhältnis von Literaturgeschichte und weiblicher *memoria*. In: *Horizonte* 1, 42-59

Kurzbiographie:

Susanne Thiemann studierte Romanistik und Germanistik in Frankfurt am Main. Seit 1996 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für französische

und spanische Literatur des Instituts für Romanistik der Universität Potsdam.
Sie arbeitet an einer Dissertation über die spanische Humanistin Luisa Sigea.

Elke Liebs

Frauengestalten der Bibel in der Weltliteratur

Dies ist der Blick auf ein Projekt, das sich mit Frauengestalten aus der Bibel in der Weltliteratur befaßt. In absehbarer Zeit soll ein Buch daraus werden, vielleicht ein Sammelband mit anderen AutorInnen zusammen, vielleicht eine Monographie. Der mündliche Vortrag war als Bericht aus der Schreibwerkstatt gedacht, nichts Fertiges, nichts Endgültiges.

Was mich interessiert, ist das Fortleben dieser Gestalten nach ihrem Tode, dem wirklichen oder dem literarischen, ihre wechselnden Angebote zur Identifizierung, ihre Instrumentalisierung für neues Ideengut, ihre Mythisierung im Sinne von Männerphantasien und Weiblichkeitsmythen, modisch oder zeitlos, individuell oder kollektiv, historisch oder fiktiv oder beides. In Abständen hat man sich immer wieder auf einzelne dieser Figuren gesondert besonnen, hat neu über sie in den biblischen Texten nachgelesen, sie neu interpretiert, neue Parallelen gezogen.

Solche wiederauflebenden Mythen lassen sich auf mehrerlei Weise messen: an der Geschichte, an sich selber, an der Geschichte der Literatur, an der Geschichte der Literatur über Frauen und der Literatur von Frauen, an einer Mentalitätsgeschichte oder der Geschichte der Mythen, zum Beispiel der Mythen über *Mann und Frau*. Ob es um *Eva und Adam*, die Jungfrau *Maria* und den lieben *Gott* bzw. den Engel *Gabriel* geht, um *Judith und Holofernes*, um *Salome und Johannes den Täufer*, um *Michal* und König *David*, um *Bathseba* und König *David*, um *Tamar* und ihren Schwiegervater *Jakob* oder auch *Maria Magdalena* und *Jesus* — um nur einige wenige zu nennen — die Frauen dieser Paare sind uns alle bekannt durch ihre Geschichten mit Männern, auch ›Gottesmännern‹ und ganz gewiß einem ›männlichen‹ Gott. Es sind Geschichten, die vielleicht nur so tradiert oder erfunden werden konnten, weil dieser hebräische Gott ein so abstrakter Gott war, daß man ihn dringend als ›männlich‹ imaginieren und konnotieren mußte, damit in der vielbeschworenen menschlichen (=männlichen) Ebenbildlichkeit ein Instrument der (männlichen) Herrschaft und damit der Disziplinierung der Frau entstehen konnte, das in verschiedenen historischen Perioden mit großem Variationenreichtum aufgenommen und weiterverarbeitet wurde und das auch immer wieder benutzt wurde, die Aufbrüche in der Moderne zu modellieren.

Viele dieser Frauengestalten sind im Verlauf der tausendjährigen jüdischen Geschichte in Vergessenheit geraten, viele wurden heroisiert oder manipuliert, bis sie ins jeweilige gesellschaftliche Geschichts- und Religionsbild paßten. Und viele begannen ein neues Leben im zwanzigsten Jahrhundert, als man sie im Zuge verschiedener Phasen der Frauenbewegung als literarische Entwürfe von Frauenbildern wieder aufgriff und feministisch deutete, indem man ihre (biblische) Geschichte ›ausschrieb‹.

Ich sagte, dies sei ein ›Werkstattbericht‹ — aber während des Schreibens ist etwas geschehen: eine der im letzteren Sinne wichtigsten Autorinnen ist gestorben.

Grete Weil ist tot. Ihr Roman *Der Brautpreis* von 1988 soll hier zum Anlaß genommen werden, wenn nicht einen Nachruf, so doch eine besondere Würdigung vorzunehmen, die im Rahmen des Themas bleibt, zugleich aber darüber hinausweist, stellvertretend für viele andere Texte aus mehreren Jahrhunderten, die insgesamt im Projekt zur Sprache kommen werden.

Michal — oder die Mühsal der Liebe

Mit Namen hat es eine eigene Bewandtnis. Wer kennt nicht die Magie von Namen, die uns unser Leben lang verfolgen. Wir versuchen, sie loszuwerden, ihnen zu entrinnen, aber auf rätselhafte Weise bleiben sie uns treu, so daß auch wir ihnen widerwillige Treue bewahren.

Grete Weils Buch *Der Brautpreis* ist die Geschichte einer solchen Magie. Vordergründig ist es eine Geschichte der Faszination durch den Namen (und die Person des) *David*. Von der Poesie bis zum Kitsch, von der Hirtenidylle bis zur Heiligkeit ist ihm so ziemlich alles angedichtet worden, was einem mythischen Hoffnungsträger aufzubürden ist. Nicht nur die Exegeten, auch die Literaten haben sein Leben nachzuzeichnen versucht, z.B. Stephan Heym (1972) und Joseph Heller (1985) oder — indirekt — Torgny Lindgren (1987) in seinem Roman *Bathseba*. Grete Weil setzt dagegen die Magie eines anderen Namens: *Michal*.

Michal und Grete. Grete und Michal. Wer ist Michal? Wer ist Grete? Auf den ersten Blick keine schwere Frage: Michal ist die erste Frau des späteren *König David* und Tochter seines Vorgängers: *König Saul*. Grete ist die deutsch-jüdische Autorin *Grete Weil*, deren frühe Faszination durch David sie über den Prozeß der Spurensicherung zu *Michal* führt.

Dreitausend Jahre liegen zwischen den beiden jüdischen Frauen, deren Leben auf ähnliche und unterschiedliche Weise unlösbar mit dem Stern Davids verknüpft sind. Dreitausend Jahre Menschheitsgeschichte, die nicht daran hindern, daß ihre Schicksale gelegentlich in eins zu fallen scheinen, so daß es der — scheinbar — klärenden Kapitelanfänge: ›Ich, Michal...‹ oder: ›Ich, Grete...‹ unbedingt bedarf. Immer wieder werden solche Unterscheidungen freilich belanglos, zitieren ironisch gleichsam sich selber, indem sie Identitäten beschwören, über die beide hinausgewachsen sind, weil alles der Gnadenlosigkeit eines wie auch immer gearteten Alterns anheimfällt.

Aber davor steht die Geschichte einer Jugend, die mit kargen, spröden Worten den Zauber von tausend und einer Nacht herbeizwingt, vor allem jedoch den der *einen*, einzigen Nacht, um derentwillen weitergelebt und weitergeschrieben werden muß, der Nacht von Michal und David, die sie sovielen schlaflosen Tage kosten wird. Es ist der lockige Knabe mit seiner Harfe, der den depressiven

König Saul — gleichsam musiktherapeutisch — aufzuheitern sucht — wir kennen ihn von Rembrandts bewegendem Bild im Mauritshuis zu Den Haag — in den sich die Prinzessin Michal verliebt und dem sie als Geliebte, als Frau in seinem Harem und als Witwe ihr Leben lang zugehören wird. Wenn sie als alte Frau erinnernd gegen die Einsamkeit und ihre Angst und Trauer anschreibt, ist es, als lüfte sie für Augenblicke den Vorhang nicht nur vor ihrer eigenen, sondern unser aller Geschichte, vornehmlich *des* Teils unserer jüngeren Geschichte, dessen Opfer auch Grete Weil auf furchtbar konkrete Weise in den zwölf bittersten Jahren ihres Lebens, im holländischen Exil während der nationalsozialistischen Verfolgungen, geworden ist.

Auf die ästhetische und emotionale Frage zu Beginn, *welcher* David — der von Michelangelo oder der von Rembrandt — der jungen Grete Weil näherstehen könnte bzw. konnte, gibt es am Ende nur noch eine existentielle Antwort: ›Rembrandts Judenjunge..., der Auschwitz nicht überlebt hätte‹ — ebenso wie Grete Weils erster Mann, Edgar Weil, Mauthausen nicht überlebt hat.

Dazwischen liegen Kriege und immer wieder Kriege: Glaubenskriege, Eroberungskriege, Rassenkriege, *Brautpreiskriege*. Der von König Saul aus einer listigen Laune heraus geforderte ›Brautpreis‹, nämlich einhundert *Vorhäute* der feindlichen Philister, mit dem David, nach ersten militärischen Erfolgen, sich die Prinzessin Michal zur Frau erwirbt, ist in seiner schon in der Bibel schockierenden drastischen Symbolik so ungeheuerlich und psychisch unüberwindbar, daß alle ›Normalität‹ an ihm zerschellt: Die Liebe des Vaters wird zur eifersüchtigen Farce eines Wahnsinnigen. In die durchaus erotische Innigkeit zwischen Bruder (Jonathan) und Schwester (Michal) schleicht sich Fremdheit. Die Tochter wird zur *Ware*, der Schwiegersohn zum Todfeind. Es ist, als schlänge die ganze barbarische Wut über die den Nomaden sozusagen geschichtlich aufgezwungene Seßhaftigkeit und Zivilisation im Zorn des Vaters, der auch als Hirte begann, über der Tochter zusammen — und über dem, den sie um seiner *Musik* willen liebt: David. Weit über ihre therapeutische Effizienz gegenüber der Angstpsychose des Königs wird Musik hier zum Synonym für ›Im-Einklang-mit-sich-selber-Sein‹. Wahrnehmung, Empfindung und (künstlerischer, poetischer) Ausdruck rücken in Davids Saitenspiel und Gesang so dicht zueinander, daß er zum Inbegriff eines ›geglückten‹ — daher glücklichen Menschen wird, den alle — wengleich ambivalent — lieben müssen: der Schwiegervater, der Bruder der Braut, die Schwester, die Soldaten — das Volk, jedenfalls, nachdem er Goliath getötet hat.

Hat er ihn wirklich getötet? Grete Weil läßt dies bewußt offen. In ihrer vorsichtigen, scheinbar absichtslosen *Demontage* der David'schen Heldengloriole, die darin gipfelt, daß er so lange wie möglich töten l ä ß t, statt selber zu töten, klingt ein trauriger Zynismus an, der sich mit der Frauenfeindlichkeit und politischen Rigidität von Männerbündnissen, welcher Art immer, nicht abfinden mag. Es ist das Aufbegehren gegen den blinden Gehorsam schlechthin, und sei's sogar gegenüber dem strengen, opfergierigen

und rachsüchtigen Gott, Jahwe, dem sich die Männer, die sie liebt, auf — in ihren Augen — lächerliche Weise unterwerfen, nicht ohne zugleich nach ihrer Belohnung dafür zu schielen: Frauen, Städte und Länder werden zum Lohn ›in Besitz genommen‹ und weitergereicht, Brüder oder Rivalen gemordet, Söhne geopfert. Mit dem Zauberwort: ›Jahwe will es.‹ wird alles gerechtfertigt.

Im wachsenden Schauer und Zweifel der jüdischen Prinzessin Michal vor dreitausend Jahren schwingt alles Entsetzen der Autorin vor dem geschichtlich offenbarten Wiederholungszwang mit, der die Menschen immer neu — so neu, daß wir es täglich in der Zeitung lesen — von ›heiligen Kriegen‹ sprechen läßt und sie damals wie heute in Völkermorde treibt, wenn es sie nach Demonstration der eigenen Überlegenheit gelüstet. Daß es sich dabei freilich nicht um ein ›Naturgesetz‹ handelt, sondern um veränderbare, überzeitliche, von Menschen geschaffene Realität, davon zeugt die an Lessings *Nathan* erinnernde unausgesprochene Botschaft des Romans.

Die Absurdität von Kriegen stellte sich vor dreitausend Jahren kaum weniger verheerend dar als heute. Wenn David in der bewegenden Abschiedsszene als alter, unentwegt frierender König für die greise Gefährtin der ersten und letzten gemeinsamen Nacht, Michal, noch einmal zur Harfe greift, nachdem ihm über zahllosen Jahren des Streits und Herrschens die Musik buchstäblich abhanden gekommen ist, so liegt hier seine eigentliche Größe im stummen Eingeständnis dessen, was er in seinem Leben über dem Kriegführen, seinem Gott Jahwe und der animalischen Gier nach Bathseba versäumt hat: *sich selbst*.

Die diesen Bericht schreibt, ist Michal, die vom Vater Saul, nach Davids Flucht vor den königlichen Mordanschlägen, kurzerhand mit einem beliebigen anderen Mann, einem Bauern, verheiratet wurde. Es ist wie das Märchen vom König Drosselbart, und tatsächlich: der aufgezwungene Mann erweist sich nicht als der schlechteste, im Gegenteil: er ist der Sanftmütigste im ganzen Roman, einer, der die Frau auch in ihren nicht begreifbaren Entschlüssen respektiert, der sie ehrt, auch wenn sie sich verweigert — der einzige, der etwas von Friedfertigkeit und Gleichberechtigung verstanden hat, obwohl er nicht in diesen Kategorien denkt. Michal liebt ihn auf eine keusche, strenge Weise und bleibt dabei David treu — so denkt sie — in Wirklichkeit jedoch sich selber.

Zwischen den beiden Höhepunkten am Anfang und Ende des Romans, am Anfang und Ende dieser merkwürdigen Liebesgeschichte, die beinahe ebenso tragisch ein ewiges einander Verfehlen inszeniert wie Paul Claudels Drama *Der seidene Schuh*, liegt das *Lachen*, Michals Gelächter über David, der nach dem endgültigen Sieg über die Feinde ekstatisch vor der Bundeslade einhertantzt und sich vor allem Volk dabei ›entblößt‹ in mehrerlei Bedeutung. Dieses — schon in der Bibel ›bezeugt‹ — Lachen ist das heimliche Zentrum des Textes, ist homerisches und aristotelisches Gelächter in einem, ist nackte *Subversion*. Sie bleibt — als geistiger Akt — die einzige Waffe gegen die Liebe zum ›falschen‹ Mann, gegen die (männliche) Eitelkeit und Selbstüberhebung noch im Akt des Dienens und der Verehrung, gegen die ›Zweckdienlichkeit‹ dieses

›persönlichen‹ Gottes und das Selbstverständnis des Mannes als ›kleiner Gottesableger‹ (Christina Thürmer-Rohr), das die Frau aus diesem Bündnis ausschließt, weil sie zu fragen und zu zweifeln wagt und sich nicht blind in alles fügt. Es ist dies Lachen auch die Absage an jedwede blinde Gefolgschaftstreue, und Grete Weil weiß, wovon sie spricht: sie, die man in Holland zwang, im sogenannten Judenrat mitzuarbeiten, mitzuentcheiden über Leidensgenossen, ob und wann sie ins Gas kamen, und die sich genötigt fühlte zu überleben, um die untergetauchte hilflose Mutter weiter zu versorgen, hat zeitlebens über kein anderes Thema geschrieben als eben dieses: die Gewalt, die sich wie ein roter Faden durch ihr Leben und das Leben ihrer HeldInnen zieht, und über die Macht, die die Menschen verändert, jenseits ihres Willens, jenseits ihrer Wahrnehmung. Erst dann wird Lachen zum Akt der Auflehnung, zur Demontage von Pathos und Heroentum, zur Absenz von Fröhlichkeit, zur bitteren Erkenntnis des Todes. Mit diesem Lachen ist Michals Tod im Leben Davids besiegt. Alles könnte er verzeihen — d i e s nicht. Anders als bei *Sarah*, der Frau Abrahams, die sich auf ähnliche Weise durch ihr Lachen über die absurden Prophezeihungen der Engel so disqualifizierte, daß der Gott ihres Gatten beinahe von seinen ›Segnungen‹ Abstand genommen hätte (Schwangerschaft in hohem, ›biblischem‹ Alter), aber eben nur beinahe, ist es erst die *Negation*, der Aufruhr, der die Frau zur ›Person‹ macht. Die Übereinstimmung wird als selbstverständlich hingenommen.

Daß eine Jüdin diesen jüdischen Roman geschrieben hat, ist nur deshalb wichtig, weil es ebenso gut jemand anders hätte sein können. So aber erhält die Absenz jeglicher Moral oder Anklage ein eigenes spezifisches Gewicht, ebenso wie die leitmotivische, letztlich als unerfüllbar erkannte Suche der Autorin nach dem Phantom einer nationalen Identität — etwa im heutigen *Israel*.

Grete Weil sieht sich nicht als Feministin. Ähnlich wie Christa Wolf wollte sie nie unter dieser Rubrik geführt werden, wohl aus der (berechtigten) Befürchtung, in die ›Frauenecke‹ der Literatur abgeschoben zu werden. Inzwischen hat ihr die Entwicklung der feministischen Literaturwissenschaft Recht gegeben. Die Veränderung der *Feminist Studies* zu *Gender Studies*, eine Entwicklung, die in den USA und in Deutschland sich in gleicher Weise etabliert hat und mit der der Multilateralität der Problematik angemessener Rechnung getragen wird, enthob bzw. enthebt sie der Debatte über die Fixierung der Frau auf ihr biologisches Geschlecht als *conditio sine qua non* für ihr Schreiben. Eine ›Feministin‹ ist Grete Weil gleichwohl — so glaube ich jedenfalls.

Es wird zu entscheiden sein, ob Judith Butlers *Semiologisierung* des Körperbegriffs oder die Foucaultsche Diskursanalyse sich eignen, die Ordnung der Geschlechter, wie Weil sie beschrieben hat, zu dekodieren und mit den individuellen Erfahrungen von Körperlichkeit ihrer Heldin zu verbinden. Insofern soll hiermit nur die Richtung des theoretischen Diskurses angedeutet werden, sozusagen als Nachdenken über den ›doppelten Ort‹ der Frau in ihrem

eigenen Bewußtsein und als das ›andere Geschlecht‹ (aus der Perspektive des Mannes) in Kultur und Kulturwissenschaften. Ich gehe davon aus, daß Geschlechterverhältnisse, egal ob sie im Rahmen von Gleichheits- oder Verschiedenheitsmodellen gedacht werden, vielfältig bedingte soziale Konstrukte sind, die sich historisch ändern. Eine Literaturtheorie im Sinne der *Gender Studies* erlaubt auf der Basis der Diskursanalyse kontextbezogene Untersuchungen an individuellen Erkenntnisgegenständen, und diese erfordern eine selbstreflexive Bestimmung der eigenen Erkenntnisposition. Von daher bleibt eine ›feministische‹ Position eine Möglichkeit unter vielen — z.B. soziologischen, philosophischen, komparatistischen, literarhistorischen usw. — und muß immer wieder auf ihre Bedingungen hin reflektiert werden.

Grete Weil hat ein starkes Buch über eine starke Frau geschrieben. Vielleicht müßte man auch darüber nachdenken, warum sie gerade für dieses Buch den ›Geschwister-Scholl-Preis‹ erhielt, den einzigen literarischen Preis, für den sie sich je interessiert hat.

Unter Berufung auf ein nicht verifizierbares Testament haben die Hinterbliebenen die Öffentlichkeit daran gehindert, von dieser Autorin Abschied zu nehmen, indem sie ihren Tod, ihre Einäscherung und die Beisetzung der Asche mehr als 10 Tage lang verschwiegen. Fast scheint es wider Willen symbolisch, daß diejenige, die sich ihr ganzes Leben dem Widerstand verschrieben hatte, mit dem Augenblick ihres Ablebens mundtot gemacht wird. Sie ist stets und mit Bedacht unbequem gewesen. In diesem Sinn betrachte ich diesen Essay als ein Credo für die Unbequemlichkeit und das subversive Lachen als Form des Weiterlebens nach dem Tode.

Kurzbiographie:

Elke Liebs, Prof. Dr., Professorin für deutsche Sprache und Literatur (und Didaktik), außerdem Psychotherapeutin (12 Jahre Praxis); Arbeitsschwerpunkte: Kindheitsliteratur/Kulturgeschichte der Kindheit; Kinder- und Jugendliteratur; Literatur des 19. Jahrhunderts; Motivgeschichte (als Kultur- und Mentalitätsgeschichte); Literatur von Frauen, vor allem 19. und 20. Jahrhundert; Literatur und Psychoanalyse

Rezensionen

Jutta Hartmann, Christine Holzkamp, Lela Lähnemann, Klaus Meißner, Detlef Mücke (Hg.): **Lebensformen und Sexualität: Herrschaftskritische Analysen und pädagogische Perspektiven**. Bielefeld: Kleine Verlag, 1998, 320 Seiten, ISBN 3-89370-285-7, DM 41,00.

Messen wir eine Gesellschaft an den Chancen derjenigen, die »anders als die anderen sind«, unbehelligt anders sein zu können, so bietet die bundesdeutsche Gesellschaft in dieser Hinsicht ein ernüchterndes Bild. Trotz eines unübersehbaren Neben- und Nacheinanders vielfältiger Lebensformen und Wahlverwandtschaften — lesbische und schwule Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder, Ein-Eltern-Familien, Lebenszusammenhänge von MigrantInnen, Patchwork-Familien, Singles, heterosexuelle Kleinfamilie, soziale Großfamilie, »fragmentierte Elternschaft«, Alten-WGs, seriell verheiratete Paare, lebenslang unverheiratete homo- und heterosexuelle Paare und viele andere — gilt als Norm und »heimlicher Lehrplan«, so die HerausgeberInnen des Sammelbandes *Lebensformen und Sexualität*, Heterosexualität und Kleinfamilie.

Der diesem Buch vorangegangene Kongreß »Lebensformen und Sexualität«, der im September 1997 in Berlin stattgefunden hatte und dessen Beiträge hier dokumentiert sind, hatte sich daher diese Aufgabe gestellt: Die »vergessene Wirklichkeit« (Jutta Brauckmann) verheimlichter Erfahrungen und Lebensentwürfe zu thematisieren. Mehr noch: Wie der Untertitel anzeigt, ging es nicht nur darum, diese vergessenen Wirk-

lichkeiten darzustellen. Vor allem sollte deren Einbettung in spezifische Herrschaftskonzepte, in gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten und Normalitätskonstruktionen analysiert und reflektiert, somit nach pädagogischen Perspektiven gefragt werden.

Die Frage, wie normative Heterosexualität in unsere gesellschaftlichen Institutionen, in Normen und Werte, in soziales und kulturelles Handeln, aber auch in die sozial- und erziehungswissenschaftlichen Konstruktionen von Realität eingeschrieben ist, stellt eine weitgehend nicht-existente Frage im Kanon anerkannter wissenschaftlicher Gegenstände und politischer Fragen dar. Die von Carol Hagemann-White als »Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit« bezeichnete Annahme, daß es genau zwei Geschlechter gibt und die Zugehörigkeit zu einem von diesen beiden Geschlechtern eindeutig, sich gegenseitig ausschließend und naturhaft-körperlich-biologisch begründet und unveränderbar ist, bestimmt auch die wissenschaftlichen Horizonte der Frage nach Lebensformen. Konstatiert werden muß daher zunächst eine Lücke, die als Lücke nicht einmal sichtbar ist: Diejenigen, die im Schatten heterosexueller und kleinfamiliärer Lebensentwürfe leben, sind keine markierte Auslassung, sie existieren in den Vorstellungswelten derjenigen, die über Lebensformen forschen und in den Köpfen derjenigen, die »Familienpolitik« machen, in der Regel nicht.

Sich dieser Lücke gestellt und insbesondere den Brückenschlag zwischen sozialwissenschaftlicher Theorie und pädagogischer Praxis versucht zu

haben, ist das große Verdienst dieses Buches. Seinen Ausgang nimmt es in einer gesellschaftspolitischen Diagnose, die sich als Spannungsfeld beschreiben läßt zwischen einerseits posttraditionaler Vergesellschaftung — in deren Zentrum die Erfahrung der Individualisierung steht, d.h. die Freisetzung aus tradierten Vorgaben und daher die mehr oder minder freie Wählbarkeit von Lebensformen, — und andererseits der heteronormativen Strukturierung von Lebenschancen, d.h. daß *bestimmte*, nämlich heterosexuell organisierte, Lebenswege gesellschaftlich nahegelegt und privilegiert und andere Lebensentwürfe marginalisiert werden. Obwohl, so zumindest legen es viele sozialwissenschaftliche Studien nahe, es nur eine Frage des eigenen Wollens zu sein scheint, z.B. lesbisch oder schwul zu leben, sind es dennoch Identitäten und Lebensentwürfe, die nicht umstandslos sein dürfen, die vielmehr ständig auf dem Prüfstand stehen, die sich erklären, rechtfertigen und um ihren legitimen Platz streiten müssen. Noch dort, wo politische und gesellschaftliche Institutionen auf den Aufbruch in den Lebensformen reagiert haben, schlägt sie sich oft als schmallippiges Bekenntnis zur Toleranz mit Minderheiten nieder, ohne dabei die Reproduktion heterosexueller Normalität wirkungsvoll in Frage zu stellen.

Die Kongreßdokumentation *Lebensformen und Sexualität* geht hier weiter, sie begnügt sich nicht damit, entweder euphorisch Vielfalt zu beschwören oder pessimistisch zu beklagen, daß es zu wenig Vielfalt gibt, sondern fragt zunächst nach den Mechanismen der Herstellung von Normalität. Folgerichtig dokumentiert der erste Abschnitt unter dem Titel »Gesellschaftliche Normierungsprozesse und Grenzver-

schiebungen« Beiträge, die sich mit Normierungs- und Normalisierungsprozessen auseinandersetzen und nach der Funktionalität von Normalitätskonstruktionen für Herrschaft fragen. Wichtig ist allen Beiträgerinnen in diesem Abschnitt, die Frage nach den Handlungschancen von Subjekten zu stellen — und hier insbesondere die der AkteurInnen im pädagogischen Feld. So plädiert Jutta Hartmann in ihrem Beitrag dafür, die »Gefahr eigener Normalisierungen zu erkennen«, denn die Thematisierung von Homosexualität in der Pädagogik etwa komme »noch keiner enthierarchisierenden Öffnung gleich«. Im Gegenteil bestehe die Gefahr, »daß es ganz normal wird, in einer ganz bestimmten, festschreibenden und einengenden Weise von Homo- und Heterosexualität zu reden« (37). Auch Susanne Luhmann formuliert in ihrem Aufsatz zu »Verquerer Pädagogik« als deren Ziel »das, was als natürlich und normal gilt, zu stören und stattdessen aufzuzeigen, wie Normalität sozial produziert und durchgesetzt wird« (43). Identitätszentrierte Ansätze, die auf die Stärkung geschlechtlicher und sexueller Identitäten von Minderheiten und diskriminierten Gruppen setzen, liefen dagegen Gefahr, »eigene Normalisierungen nicht in den Blick zu nehmen, wenn die komplizierten Verhältnisse von Geschlecht und Sexualität, Rasse, Klasse und Ethnizität in der Produktion von Identität und Normalität nicht reflektiert werden« (50f).

Vor diesem theoretisch explizierten Hintergrund dokumentiert der zweite Abschnitt Einblicke in die Vielfalt von Lebensformen. Hier finden sich u.a. Beiträge zur »Lebensform: alleinerziehend« (Kathrin Meyer, Anne Thiemann), zu lesbischen Migrantinnen

zwischen Anpassung und Widerstand (Selmin Çaliskan, Modjgan Hamzhei), zu »Wohn- und Lebensformen im Alter« (Helga Kulig, Richard Palm, Erika Soukup) und zu Kindern, die mit lesbischen Müttern oder schwulen Vätern aufwachsen (Uli Streib, Stefanie Gerlach). Beschrieben und reflektiert werden sowohl eigene Lebensentwürfe und Erfahrungen als auch Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Studien zu Lebensformen.

Im dritten Teil des Buches geht es dann explizit um Aspekte lesbischer und schwuler Emanzipation. Neben Aufsätzen etwa von Bernd Simon zu »Individualisierung und Kollektivierung«, von Anita Heiliger zu »Feministischer Mädchenarbeit und lesbischer Identität« oder von Kathrin Lahusen zu »Gehörlose Lesben in den Spannungsverhältnissen der Dominanzkultur«, die verschiedene Aspekte lesbischen und schwulen Lebens und von Identitätsbildung und Diskriminierung thematisieren, werden in diesem Abschnitt auch pädagogische Konzepte vorgestellt, die von Homo- und Heterosexualität als gleichwertigen Ausdrucksformen menschlichen Empfindens ausgehen und Aufklärungsarbeit als Teil einer umfassenden Lebensweisenpädagogik und Beitrag zur Gewaltprävention begreifen.

Der vierte und letzte Abschnitt stellt dann Entwicklungen und neue Impulse in der Sexualpädagogik vor. Hier finden sich Beiträge zu inter- und multikultureller Sexualpädagogik, zur Arbeit mit jungen Lesben und Schwulen ebenso wie mit heterosexuell lebenden Jugendlichen, zu sexualpädagogischen Materialien und zur Ausbildungssituation in der Sexualpädagogik.

Kongreß und Buch haben sich ein hohes Ziel gesteckt. Nicht nur der Dialog und die Auseinandersetzung zwischen pädagogischen WissenschaftlerInnen und PraktikerInnen sollte versucht werden, sondern eben auch die Annäherung an einen noch wenig explorierten und entfalteten Themenbereich, nämlich die Frage nach der Funktion und den Effekten von (heterozentrischen) Normalitätskonstruktionen. Jede dieser Aufgaben für sich genommen stellt bereits ein Wagnis dar. Wechselseitige Ignoranzen zwischen WissenschaftlerInnen und PraktikerInnen werden oft eher als Beweis der Unmöglichkeit der Auseinandersetzung gewertet denn als das Material, das es gerade gemeinsam zu untersuchen gilt. Und die Infragestellung der heteronormativen Verfaßtheit gesellschaftlicher Institutionen berührt in besonderem Maße pädagogische Institutionen, die oft genug in die herrschaftssichernden Normalitätskonstruktionen gelungener geschlechtlicher und sexueller Identität verstrickt sind — auch dann, wenn die in diesen Institutionen tätigen PädagogInnen, SozialarbeiterInnen, LehrerInnen und WissenschaftlerInnen in emanzipatorischer Absicht handeln. Vor diesem Hintergrund und gemessen an der Dürftigkeit der theoretischen und empirischen Forschungslage zu Heteronormativität stellt der Band eine Bereicherung bundesdeutscher Debatten und Praxisreflexionen dar. Er versammelt nicht nur theoretische Reflexion, sondern stellt auch eine große Bandbreite pädagogischer Konzeptionen einer anti-normalisierenden Lebensweisenpädagogik vor — eine Mischung, die wohl eher selten in einem Buch zu haben ist. Die unterschiedlichen Textsorten — Erfah-

rungsberichte, Praxiskonzeptionen, theoretische Abhandlungen, Darstellung empirischer Forschungsergebnisse — sind allerdings Stärke und Schwäche zugleich: Manchen Praxisbericht wünscht man sich reflektierter im Hinblick auf die in die Arbeit eingegangenen Prämissen, manche theoretische Abhandlung stärker im Dialog mit den Erfahrungen derjenigen, die pädagogisch in den Blick genommen werden. Und im Dialog zwischen den Texten findet sich so mancher Widerspruch, den es lohnen würde, genauer zu verfolgen, um dem Ziel einer »verque(e)ren Pädagogik« näher zu kommen. Aber das ist womöglich Aufgabe der LeserInnen und derjenigen, die mit diesem Buch in der wissenschaftlichen und pädagogischen Praxis arbeiten.

Sabine Hark

Petra Clemens: **Die aus der Tuchbude. Alltag und Lebensgeschichten Forster Textilarbeiterinnen.** (Cottbuser Studien zur Geschichte von Technik, Arbeit und Umwelt, Bd. 6). Münster/New York/Berlin: Waxmann 1998. 148 Seiten. ISBN 3-89325-633-4, DM 29,80.

1991/92, als auch in der Forster Textilindustrie die Lichter ausgingen, hat Petra Clemens Frauen interviewt, die zur letzten Generation von Forster Textilarbeiterinnen gehören. Geboren zwischen 1936 und 1942 und in der Regel aus der engeren Region stammend, haben sie — bedingt durch das Zusammentreffen verschiedener

sozialer und politischer Ereignisse, die ihre Biographie prägten — die Arbeit in der Tuchfabrik z.T. »noch als intergeneratives Erbe aufgenommen« (S. 29). Wie ihre Eltern und Großeltern gingen sie nach der 8. Klasse, mit 14 Jahren, in die Fabrik. Oftmals anders als diese erlernten sie in der DDR einen Beruf, aber auch anders als diese erlebten sie die gesellschaftliche Abwertung und den technischen Verfall der Textilindustrie, als nach sowjetischem Vorbild die Schwerindustrie auf- und ausgebaut wurde. Sie erfuhren diese Abwertung ganz unmittelbar: Die Arbeit in der Tuchfabrik wurde zu einer Domäne von Frauen und Älteren, die Arbeitsbedingungen in den baufälligen Gebäuden waren katastrophal und die Arbeit an den meist uralten, immer wieder zusammengeflückten Maschinen körperlich schwer, aber — entsprechend der Zuordnung der Textilproduktion zur »Leichtindustrie« — schlecht bezahlt. Die Frauen dieser Generation, für die es, als sie ihre Familien gründeten, noch kaum sozialpolitische Maßnahmen, keine Pille und kein Recht auf Abtreibung gab, erfuhren auf drastische Weise, daß sie nur als Arbeiterinnen gefragt waren. »Die aus der Tuchbude«, wie sie in der Stadt abschätzig genannt wurden, waren tatsächlich in mehrfacher Hinsicht, in einer Mischung aus sozialer und geschlechtsspezifischer Abwertung, »die Letzten«. Nicht zuletzt deshalb, weil sie schon früh lernen mußten, ihre Bedürfnisse und Wünsche gegenüber den Notwendigkeiten der Existenzsicherung hintanzustellen: zunächst innerhalb der (oft unvollständigen) Herkunftsfamilie in der Kriegs- und Nachkriegszeit, später in der eigenen, meist früh gegründeten Familie. »Wir mußten

immer« (arbeiten) — das ist die Bilanz dieser Frauen. Den Stolz auf die eigene Leistung, Geschicklichkeit und die Fähigkeit, mit dem Mangel »auf Arbeit« und in der Familie umzugehen, schließt dieser Zwang zur Arbeit allerdings nicht aus. Die Sprachlosigkeit, die Petra Clemens auf der Suche nach Gesprächs- und Interviewpartnerinnen feststellt, ist nicht nur — und nicht primär — Ausdruck einer aktuellen Resignation und Enttäuschung »nach der Wende«, sondern von »verändert unveränderten Verhältnissen, unter denen sie die meiste Zeit gelebt und gearbeitet haben« (S. 30).

Petra Clemens hat bereits in den 80er Jahren Frauenleben in der DDR aus einer biographischen, lebensgeschichtlichen Perspektive untersucht. Ihr Blick galt damals Frauen, die in den Betriebsfrauenausschüssen der 50er Jahre aktiv waren. Das Hinwegsehen über jene Frauen, die weder (politische) Aktivistinnen waren, noch in Männerdomänen vordrangen, sieht sie heute als »Verkürzung in der eigenen Forschungsperspektive«, d.h. als unkritische Übernahme und Bestätigung des »offiziellen Blicks«. Ihr Projekt zu den Forster Textilarbeiterinnen versteht sie als ihren Beitrag, diese Verkürzungen »zumindest nachträglich auszugleichen und zugleich ein weiteres Stückchen in der Facette der Sozial- und Erfahrungsgeschichte von Frauen in der DDR zu rekonstruieren« (S. 8). Das ist ihr in beeindruckender, einfühlsamer und zugleich unsentimentaler Weise gelungen. Das, was ihr ihre Gesprächspartnerinnen erzählen, bettet sie ein in ein Geflecht von Informationen verschiedenster Art — Darlegungen über die Geschichte der

Forster Textilindustrie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts und über die Lebensbedingungen der TextilarbeiterInnen verflochten sich mit den Fotos von den alten Fabrikgebäuden, mit der Beschreibung von Geräuschen, Farben und Gerüchen einer Stadt, in der Arbeits- und Wohnstätten unmittelbar nebeneinander liegen (bzw. lagen). Die Schilderungen von Arbeitsabläufen und Techniken verbinden sich mit dem Nach-Denken über Sinnebenen in den sprachlichen Wendungen und Metaphern der Interviewten. Es entsteht so ein mehrschichtiges Bild eines Frauenalltags, in dem die über 100jährige Geschichte einer Region ihre Spuren hinterlassen hat und der unverändert von Überlebensarbeit geprägt blieb, als andere Frauen dieser Generation die in der DDR gegebenen Möglichkeiten zu »individuellem Aufbruch« nutzten. Am Ende entdeckt man in den Gesichtern und Körpern dieser Textilarbeiterinnen auch ein Stück bislang verborgener DDR-Geschichte, das Petra Clemens mit ihrem Buch vor dem Vergessen bewahrt hat.

Irene Dölling

Breidenstein, Georg und Helga Kelle 1998: **Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur.** Weinheim/München: Juventa Verlag, 288 Seiten, ISBN 3-7799-0203-6, DM 44,00.

Helga Kelle und Georg Breidenstein beobachteten zwischen 1993 und 1996

in fünf Erhebungsphasen zwei Schulklassen der Laborschule Bielefeld. Mit ihrem Buch legen sie eine umfangreiche, detailreiche und sehr lesenswerte Ethnographie des Alltags der 10-13jährigen »Laborschüler« vor. Während ihrer Beobachtungen richteten die EthnographInnen ihr Interesse besonders auf Interaktionen zwischen den Kindern, die zur sozialen Differenzierung zwischen Mädchen und Jungen führen. Ganz im ethnomethodologischen Sinne begaben sie sich damit nicht auf die Suche nach den Unterschieden zwischen Mädchen und Jungen, die sie schon als gegeben voraussetzten, sondern untersuchten in erster Linie die Praktiken der *Geschlechter-Unterscheidungen* im Zusammenwirken mit anderen Praktiken des Differenzierens.

Nachdem im ersten Kapitel das Untersuchungsfeld und die spezifischen Bedingungen der Laborschule beschrieben werden, widmet sich das zweite Kapitel der Interaktionsordnung (Goffman) innerhalb einer Schulklasse und der Beschreibung von Situationen, in denen die Geschlechterunterscheidung Anwendung findet. Dabei unterscheiden die AutorInnen interaktive Kontexte, in denen die Unterscheidung nach Geschlecht einem reibungslosen Ablauf des Alltags dient (Spielparteien, Arbeitsgruppen, Zimmerverteilung), von solchen, die zum zeitweisen Ausschluß eines Teils der Klasse führen (Jungen- und Mädchenkonferenzen) und solchen, die den Kindern dazu dienen, in Argumentationen mit Hilfe ihrer Geschlechtszugehörigkeit strategische Vorteile zu erlangen. Darüber hinaus thematisieren die AutorInnen, wie sie selbst die Unterscheidung nach

Geschlecht z.B. in ihren Aufzeichnungen dazu benutzten, ihre eigenen Beobachtungen zu strukturieren und zu ordnen, bzw. beschreiben Situationen, in denen ihr eigenes Geschlecht relevant wurde. So werden in der Analyse am Ende alle »Konstrukteure auf frischer Tat ertappt« (Hagemann-White 1993) — die Kinder selbst, die Lehrerinnen, die Forschenden.

Im weiteren beschreiben die AutorInnen am Beispiel der »öffentlichen Ordnung der Beliebtheit« und der »Inszenierung von Freundschaften« sehr anschaulich, wie das Zusammenwirken verschiedener Zugehörigkeiten die Interaktionen innerhalb einer Schulklasse strukturiert; wie beliebte und unbeliebte Personen besonders sichtbar werden und wie die Inszenierung von Freundschaften interaktive Kontexte für die Darstellung von Geschlecht entstehen lassen. Dabei können sie zeigen, wie komplex sich die Beziehungsstrukturen zwischen Mädchen und Mädchen, Jungen und Mädchen, Jungen und Jungen gestalten und wie diese Komplexität mit zunehmendem Alter der Kinder wächst.

Nach einem Exkurs zum methodischen Vorgehen, der besonders durch die sehr reflektierte Darstellung des Forschungsprozesses als einem der beständigen Aushandlung besticht (Teil des Kapitels ist u.a. ein Protokoll über ein Streitgespräch zwischen den beiden Forschenden), ist ein umfangreicher Teil des Buches den interaktiven geschlechterunterscheidenden Strategien der Kinder (Teil II) bzw. ihrem Verständnis von Geschlechterdifferenz und deren Umdeutung im Laufe ihres Älterwerdens (die EthnographInnen nennen es die Alltagstheorien der

Kinder — Teil III) gewidmet. Drei »Diskurse« (über Sexualität, Verliebtheit und die Unterschiedlichkeit der Geschlechter) können dabei ausgemacht werden, die sich in der Klasse situationsübergreifend konstituieren. In der Wahrnehmung der Kinder erscheint die Unterscheidung nach Geschlecht in einem zwiespältigen Licht. Einerseits ermöglicht die Konstruktion der jeweils Anderen eine reizvolle Fremdheit in einem sonst immer vertrauter werdenden Schulalltag. Andererseits führt sie zu einer Separierung von Tätigkeiten und z.T. Räumen, die sie selbst manchmal bedauern.

In ihrem Schlußwort resümieren die AutorInnen, daß die Schulklasse durch sich überlagernde Zugehörigkeiten strukturiert wird (Cliquen und Freundschaften, Tischgruppen u.ä.) und die Zugehörigkeit zum einen oder anderen Geschlecht im Vergleich zu anderen Unterscheidungspraxen einen bestimmten »Gebrauchswert« besitzt. Sie schließen daraus:

»Im Vergleich zu anderen Zugehörigkeiten reicht Geschlechtszugehörigkeit in ihrer sozialen Bedeutsamkeit und Identitätsrelevanz viel weiter und ist tiefer verankert — sie ist in dem Körper eingeschrieben —, für die Kinder erweist sie sich trotzdem (oder deswegen) an vielen Stellen als eine vergleichsweise unproblematische und manchmal sogar recht vergnügliche Zugehörigkeit. Der Spaß hört für die Kinder jedenfalls häufig nicht beim Thema Geschlecht, sondern bei Freundschaftskonflikten und Fragen der Beliebtheit auf.« (S. 270).

An diesem Ergebnis zeigen sich m.E. drei besondere Stärken des ethnographischen Ansatzes. Indem die ForscherInnen nicht den Umgang der Kinder mit den Unterschieden, sondern

die Praktiken des Unterscheidens beobachteten, waren sie in der Lage, das in der Frauen- und Geschlechterforschung häufig thematisierte Problem zu umgehen, daß bereits mit den Forschungsfragen die Existenz einer zweigeschlechtlichen Ordnung vorausgesetzt wird, die dann erst untersucht werden soll (vgl. u.a. Hagemann-White 1993, 72). Ihre Beobachtungen konnten außerdem bestätigen, daß Geschlecht zwar eine omnirelevante Hintergrunderwartung darstellt, jedoch nur in bestimmten sozialen Situationen in den Vordergrund tritt (vgl. Hirschauer 1994).

Ihrem Anspruch, die Kinder nicht (nur) als defizitäre Erwachsene zu betrachten, wurden die EthnographInnen gerecht, indem sie im Rahmen der ethnographischen Erforschung⁷⁰ einer *Kultur von Gleichaltrigen* die Jungen und Mädchen in ihrem Schul- bzw. außerschulischen Alltag als Experten und als kompetente Gesellschaftsmitglieder betrachteten, die über eigene interaktive Strategien verfügen, die »nicht einfach als primitive Versionen der Praktiken von Erwachsenen zu interpretieren (sind), sondern durch spezifische Erfordernisse und Regeln der Gleichaltrigengruppe bestimmt sind und dabei keineswegs auf Funktionen im »späteren« Leben verweisen.« (S.17)

Diese Perspektive ermöglichte, den Blick für Vorgänge zu öffnen, die aufgrund ihrer alltäglichen Selbstverständlichkeit bzw. aufgrund der eigenen Verstricktheit der ForscherInnen in die »natürliche Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit«

⁷⁰ Ethnographie in der Soziologie arbeitet mit der methodischen Verfremdung innerhalb der eigenen Kultur.

nicht unbedingt offensichtlich sind. Nur indem sie z.B. nicht ausschließlich nach den hierarchisierenden Effekten der Geschlechterunterscheidung suchten, konnten die EthnographInnen beispielsweise auf S. 47 zu dem Schluß kommen, daß durch die Unterscheidung in Jungen und Mädchen auch Gerechtigkeit innerhalb der Schulklasse gewährleistet werden kann.

»Während (...) Gerechtigkeit in bezug auf 20 einzelne Kinder unmöglich zu erzielen ist, erscheint die Maßgabe »Jungen und Mädchen im Wechsek« als eine Möglichkeit, Gerechtigkeit, bezogen zumindest auf eine Dimension der Unterschiedlichkeit und auf eine Dimension potentieller Ungerechtigkeit, herzustellen.«

In diesem Sinne hat sich diese Perspektive für die Gewinnung neuer Erkenntnisse durchaus als Vorteil erwiesen.

Der disziplinären Verortung der Arbeit in den Erziehungswissenschaften und nicht in der Soziologie⁷¹ mag es geschuldet sein, daß am Ende die Frage offen bleibt, wie fremd und anders die Gleichaltrigen-Kultur der Kinder eigentlich ist, bzw. die Frage, was aus den Befunden für die Praktiken der Geschlechterunterscheidung allgemein abzuleiten ist. Nur in bezug auf die Sexualität stellt das Schlußwort diesen Rückbezug auf die »eigene« — man müßte wohl sagen Erwachsenen-Kultur — her: Die AutorInnen konstatieren, daß »die Exotisierung des anderen Geschlechts (...) eine der zentralen Quellen der Erotisierung der Geschlechterdifferenz und ihrer

affektiven Aufladung sei — und damit wesentlich zur Plausibilisierung des herrschenden Sexualitätsdispositivs mit seiner Privilegierung der Heterosexualität beitragen (dürfte).« (S. 270)

Doch damit sind sie m.E. zu bescheiden. Beispielsweise ließen sich auf der Grundlage der Beobachtungen eines flexiblen und kreativen Umgangs aller Beteiligten mit der Geschlechterunterscheidung (u.a. zum Zwecke der Herstellung von Gerechtigkeit) darüber hinaus Überlegungen anstellen, ob Goffmans These, daß parallele Organisationen vor allem die Möglichkeit für eine Ungleichbehandlung der Geschlechter schaffen (Goffman 1994), nicht zu relativieren wäre.

Die differenzierte ethnographische Beschreibung der Gleichaltrigen-Kultur von Helga Kelle und Georg Breidenstein ist nicht nur ein anregendes Buch für Erziehungswissenschaftler, Lehrer etc. Sie sollte u.a. auch SoziologInnen zu weiterführenden Überlegungen anregen.

Literatur:

Goffman, Erving 1994: Das Arrangement der Geschlechter. In: *Interaktion und Geschlecht*. (Hg.) Knoblauch, Hubert, Ff./M; New York: Campus, S. 105-158

Hagemann-White, Carol 1993: Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. In: *Feministische Studien* 11/1993 (2)

Hirschauer, Stefan 1994: Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *KfSS*, 4/1994, Jg.64

⁷¹ Ein Teil der Arbeit wurde in der Erziehungswissenschaft, Phil.Fak II der Universität Potsdam als Dissertation von Georg Breidenstein angenommen.

Ina Dietzsch

Barbara Rendtorff: **Geschlecht und différence — Die Sexuierung des Wissens. Eine Einführung.** Königstein/Taunus: Helmer 1998, 202 Seiten, ISBN 3-927164-64-X, DM 39,80.

Am Anfang war die Kastration. Und zwar nicht nur für den kleinen Jungen, sondern auch für das kleine Mädchen. Sie ist symbolisch gemeint und besteht in der frustrierenden Erfahrung, nicht omnipotent, nicht zweigeschlechtlich, sondern nur ein einziges Geschlecht zu sein. Diese Phase der frühkindlichen Entwicklung, die sich ungefähr im dritten Lebensjahr abspielt, fällt zusammen mit der ödipalen Phase, in der die lebensnotwendige Trennung von der Mutter vollzogen werden muß. Diese psychoanalytische Erkenntnis, die Barbara Rendtorff in ihrem Buch *Geschlecht und différence — Die Sexuierung des Wissens* von Lacan und Freud her variiert und um die Komponente des Mädchens erweitert, findet sich in mythischer Form seit Anbeginn der abendländischen Geschichte. In Platons Dialog *Symposium* erzählt der Komödiendichter Aristophanes den Mythos der zweigeschlechtlichen Ursprungsmenschen, die ob ihres zu großen Übermuts von den Göttern bestraft und in einzelne Geschlechter zerschnitten wurden.

Rendtorff jedoch schildert den Vorgang der Vergeschlechtlichung im frühkindlichen Bewußtsein und die Aufteilung der menschlichen Gattung

in zwei verschiedene Geschlechter nicht als Strafe, sondern als Chance. Sie versucht, sexuelle Differenz subversiv zu denken und die Kategorie »Geschlecht als dynamischen widersprüchlichen Kern der menschlichen Subjektivität aufzufassen und damit zugleich als beunruhigendes, konfliktreiches Zentrum der symbolischen Ordnung, der logischen Struktur der gesellschaftlichen Form menschlicher Gemeinschaften.« (32)

Ihr zweiter zentraler Bezugspunkt ist neben Lacan Derrida. Derridas Konzept der *différance*, das in seiner Verweigerung gegen eindeutige Bedeutungszuweisungen, für prinzipielle Offenheit und Unabgeschlossenheit von Bedeutungszuweisungen steht, soll Rendtorff sowohl vor biologistischen Kurzschlüssen als auch vor dem Lacanschen Phallozentrismus schützen. Gleichwohl erweisen sich Lacans Überlegungen zum *homme parlêtre*, zum durch den Eintritt in die Sprache gespaltenen menschlichen Subjekt, als grundlegend für ihren Ansatz.

Rendtorffs Theorieentwurf will kein geschlossenes Erklärungsmodell der Kategorie Geschlecht entwerfen, sondern zur Diskussion anregen. Zugleich ist das Buch als Einführung in die verschiedenen Bedeutungen, die »Geschlecht« im jeweiligen Kontext annehmen kann, gedacht. Systematisch und anschaulich, in einem eher der mündlichen Vortragsweise angepaßten Duktus (der Text war ursprünglich als Vorlesung konzipiert), rekapituliert Rendtorff gut lesbar wesentliche Stationen der Theoretisierung der Geschlechterverhältnisse. Von Theorien der Wahrnehmung, der Sprachphilosophie und der Semiotik her schreibt sie sich *peu à peu* an

Konzepte des Alteritäts- und Differenzdenkens heran, die sie für wesentlich für das Verständnis von Geschlechterdifferenztheorien hält.

Im Gegensatz zu den *gender studies*, die den geschlechtlichen Körper entsexuierten und damit der Problematik auswichen, bestreitet Rendtorff jedoch Geschlecht als bloße soziale Konstruktion. Die frühkindliche Erfahrung der Ein-Geschlechtlichkeit und die von Beginn an unterschiedliche Reaktion der sozialen Umwelt auf den geschlechtlichen Körper des Kindes, lassen eine analytische Trennung von *sex* und *gender* nicht zu. Geschlechtsidentität wird damit zu etwas, was das Individuum nicht einfach frei bestimmen kann: Mann bleibt Mann und Frau bleibt Frau, egal mit wem er oder sie ins Bett geht oder welchen Habitus er/sie annimmt. Hier tun sich zahlreiche Fragen auf, nicht zuletzt die von den *sex/gender*-VertreterInnen immer wieder gestellte Frage nach dem Phänomen der Transsexualität. Aber Rendtorff geht es weder um eindeutige Definitionen von Mann und Frau, noch darum, Körper als etwas Vordiskursives zu definieren: Körper wird »individuell, kulturell und nach Geschlecht unterschiedlich« erfahren und diese Erfahrungen sind »nicht unabhängig [...] von den Bedeutungskontexten, die das Subjekt schon vorgefunden hat, die die Folie für seine/ihre Wahrnehmung abgeben.« (121)

Damit ist Rendtorffs Infragestellen der freien Wahl der Geschlechtsidentität und ihr Beharren auf dem Zwei-Geschlechter-Modell weit davon entfernt, die Tradition des abendländischen hierarchisch-bipolaren Rationalismus fortzuschreiben. Ihr wesentlicher Begriff der Sexuierung,

der Ver(zwei)geschlechtlichung, meint, ähnlich wie Kristevas Alteritätskonzept, Geschlecht als »ersten Repräsentanten von *différance*« — mit »a« und nicht mit »e« geschrieben (192).

Ausgehend von der eingangs erwähnten psychoanalytischen Theorie der Spaltung des frühkindlichen Bewußtseins durch den Eintritt in das symbolische System der Sprache und der symbolischen Kastration, als Erfahrung von Eingeschlechtlichkeit, entwickelt Rendtorff die Kategorie Geschlecht als »endlose Verweisbewegung zum Anderen und zum Undarstellbaren hin« (192), für die das unstillbare Begehren der unabdingbare Motor ist. Damit wird letztendlich auch die gesellschaftspolitische Tragweite von Rendtorffs theoretischen Überlegungen deutlich: Rendtorff ruft mit der Sexuierung von Wissen und Gesellschaft zum Widerstand auf — gegen den Totalitarismus von (Geschlechts-)Identität.

Susanne Thiemann

Barbara Holland-Cunz 1998:
Feministische Demokratietheorie. Thesen zu einem Projekt. Opladen. Leske + Budrich. Brosch., 221 Seiten, ISBN 3-8100-1991-7, DM 29,80.

Seit dem Beginn der neunziger Jahre sind Ansätze zu einer Erneuerung der Demokratietheorie auf der Agenda politischer Theorie. Markant ist jedoch die feministische Lücke, die hier in doppelter Weise klafft. Es fehlen nicht nur eigenständige feministische Demokratietheorien, auch die

vorhandenen Ansätze hierzu werden in den meisten Überblicken des main stream ignoriert. Beide Leerstellen motivieren Barbara Holland-Cunz, das Projekt ›Feministische Demokratietheorie‹ zu forcieren.

Holland-Cunz' grundsätzliches Anliegen ist eine »politische Theoriebildung, die klar und offen normativ argumentiert, ihre Kritik des male stream wieder schärfer konturiert und eine befreiungstheoretische Perspektive einnimmt, ohne ihre zu Recht gewonnene kritische Distanz zur frauenpolitischen Alltagspraxis aufzugeben« (54). Das Projekt einer Klärung der Ansprüche an eine feministische Demokratietheorie verfolgt Holland-Cunz in vier Schritten: In einer Darlegung metatheoretischer Prämissen zur feministischen politischen Theorie (1), anthropologischer Prämissen einer feministischen Demokratietheorie (2), in einer in Thesen mündenden Darstellung feministischer demokratietheoretischer Ansätze (3) und in einer Auseinandersetzung mit und Kritik von herrschenden male stream Vorschlägen zur Rekonzeptualisierung von Demokratie (4).

(1) Die metatheoretische Reflexion ist Holland-Cunz zufolge notwendig, weil eine »bewegungsinterne demokratische Kultur [...] verlorengegangen [ist]« (12) und eine weitgehend akademisierte feministische Wissenschaft den »Mächten der Normalisierung« (13) erliegt. Ziel, Willen und Fähigkeit zu einer »radikalen Demokratisierung patriarchaler politischer Entscheidungsstrukturen« (13) müssen daher erst wiedergewonnen werden. Der im ganzen Buch immer wiederkehrende Bausch-und-Bogen-

Vorwurf an die akademisierte feministische Wissenschaft überzeugt – trotz solcher Beispiele – wenig. Weder wird der strukturelle Zusammenhang zwischen Akademisierung und Normalisierung hinreichend begründet, noch läßt sich sinnvoll interpretieren, wie Holland-Cunz' eigene akademische Tätigkeit der Normalisierung entgehen kann, und schließlich wird ihr Vorwurf durch zahlreiche, lobend erwähnte Gegenbeispiele »brauchbarer« (35) feministischer, gleichwohl im akademischen Kontext hervorgebrachter Überlegungen, widerlegt. Diese pauschale Kritik stellt somit eine unnötige und ärgerliche Begründung der ohnehin erkennbaren Wichtigkeit des vorliegenden Projektes dar: Eine Synthese und theoretische Erweiterung disparater, feministischer Reflexionen von Demokratietheorien ist notwendig, um der alten »feministischen Kernthese neuen überzeugenden Ausdruck [zu verleihen, P.D.]: keine Demokratie ohne die radikale Demokratisierung der Geschlechterverhältnisse« (179).

(2) Als Ansatzpunkt für eine feministische Demokratietheorie hält Holland-Cunz die Besichtigung politisch-anthropologischer Prämissen für unverzichtbar, weil anthropologische Grundlagen in politiktheoretischen Konzeptionen, etwa den Gesellschaftsvertragstheorien, einen wichtigen Baustein darstellen, weil hier »unverzichtbare Gegenbilder zu den üblicherweise nahezu ausschließlich männlich konnotierten Bildern des Menschen« (77) zu gewinnen sind, und weil der Anthropozentrismus der Anthropologie weitreichend dekonstruiert werden muß, um den aktuellen sozialen und ökologischen Anforderungen an eine Erneuerung der Demokratie Rechnung

tragen zu können. Holland-Cunz stellt explizit Hannah Arendts Begründung der ›Natalität‹ als existenziellen Ausgangspunkt und gemeinsame Erfahrung sozialer Gebundenheit gegen das liberale Modell des »unencumbered self« (Sandel). Mit diesem, von allen sozialen Bindungen frei gedachten Individuum, werden philosophiegeschichtlich soziale Bindungen als rationale konstruiert: Autonomie geht hier der Bindung voraus. Mit dem Argument der Natalität wird dieser Zusammenhang umgekehrt: Als ›von einer Frau Geborene‹ (Adrienne Rich) sind Menschen ursprünglich gebunden, ursprünglich sozial, und gewinnen ihre Autonomie erst im zweiten Schritt. Unabhängig davon, ob es theoretisch sinnvoll ist, der vertragstheoretischen Fiktion von Bindung durch Autonomie ein anthropologisches Gegenargument ursprünglicher Bindung entgegenzusetzen, die in Autonomie übersetzt werden muß, bleiben Holland-Cunz' demokratiethoretische Schlußfolgerungen bedenkenswert: Für eine Demokratie, die Freiheit, Anerkennung und Verantwortung zu verbinden sucht, muß eine Vermittlung zwischen (gesellschaftsvertraglichen) Freiheitsidealen und (gemeinschaftsbezogenen) Bindungen gefunden werden. Als Anforderungen an eine feministische Demokratiethorie formuliert Holland-Cunz daher aus diesen Prämissen generell, »daß erstens eine politische Theorie der Demokratie analytisch, normativ und sinnkonstruktiv orientiert sein muß und daß zweitens die Sozialität und Gebundenheit menschlicher Existenz auch in der gesellschaftlichen Organisation, in den demokratischen Verfahren und

Institutionen, ihren Ausdruck finden sollte« (80).

(3) Aufgrund dieser metatheoretischen Überlegungen einerseits, und eines Überblicks über die disparaten Ansätze feministischer Demokratiethorie andererseits, formuliert Holland-Cunz schließlich sieben Thesen zu den Konturen einer aktuellen feministischen Demokratiethorie. Diese ist, so Holland-Cunz, »herrschaftskritisch«, »partizipatorisch«, »direkt-demokratisch«, »diskursiv«, »bindungsorientiert«, »radikal« und »normativ« (107ff.). Die thesenhaft formulierten Ansprüche werden im Fortlauf an den Entwürfen des »zeitgenössischen male stream« (111) zur Erneuerung von Demokratie geprüft. Dabei werden systematisch Formen direkter, partizipatorischer, radikaler und diskursiver sowie globaler Demokratie unterschieden (vgl. 115ff.), wobei bei dieser Unterscheidung nicht einander ausschließende Modelle von Demokratie gegenüber-, sondern einander ergänzende demokratiethoretische Perspektiven nebeneinandergestellt werden. Holland-Cunz kommt zu dem Befund, daß diese Varianten in unterschiedlicher Weise tatsächlich Elemente enthalten, die in eine feministische Demokratiethorie aufzunehmen sind.

Für die *direkte Demokratie* spricht aus feministischer Sicht, daß sie die Anforderung nach einer unkonventionellen Beteiligungsform mit geringem Professionalisierungsgrad erfüllen, öffentliche Gegenmacht zu herrschenden Eliten bilden, und menschliches Handeln verantwortungsvoll, kommunikativ und engagiert konzipieren kann (vgl. 132f.).

Für die *partizipatorische* Demokratie spricht in feministischer Perspektive insbesondere dreierlei: Erstens eine »potentielle Unbeschränktheit des politischen Raums« (139); zweitens weitreichende Beteiligungsformen, die, nach einem Argument von Pateman, durch Aktivität der Beteiligung selbst Engagement und Fähigkeit zur Partizipation hervorbringen; damit schließt partizipatorische Demokratie drittens an republikanische Tugenden an, im Gespräch Gemeinschaft zu erzeugen und somit Beziehungen »zwischen Fremden, die zu Nachbarn werden« (Benjamin Barber) zu knüpfen. Im spezifischen Institutionenarrangement partizipatorischer Demokratie wird damit die feministische Forderung nach einer bindungsorientierten Demokratie erfüllt, weil sie »individuelle Freiheit und soziale Gemeinschaft balancieren« (156) kann.

An die Überlegungen zu einer *radikalen und diskursiven* Demokratie können feministische demokratiethoretische Konzepte anschließen, insofern hier eine pluralisierte BürgerInnenschaft systematisch unterstellt und konzeptionell zum Ausgangspunkt genommen wird. Radikale Demokratie setzt auf die Anerkennung der Verschiedenen. Der Vorzug für eine feministische Aneignung dieser Konzepte liegt nach Holland-Cunz darin, daß »das Ideal einer pluralisierten, nicht homogenen, differente Gruppen umfassenden BürgerInnenschaft [...] sowohl gegen die patriarchale, brüderlich homogene Bürgerschaft als auch gegen die differenzfeministische Vision einer »maternen BürgerInnenschaft« (maternal citizenship) [immunisiert]« (163f.). Radikale Demokratie mündet

insofern direkt in diskursive Demokratievorstellungen, als normativ unterstellt wird, daß die Pluralität der Beteiligten mittels freier Deliberation gleichwohl in Verständigung und Konsensfähigkeit aufgefangen werden kann. Hier wäre freilich skeptisch einzuwenden, daß Verständigungsfähigkeit von Verschiedenen nach Habermas' eigener Behauptung auf »kontrafaktischen Idealisierungen« beruht, und eine übergreifende Vernunft normativ dem Verständigungsprozeß vorgeschaltet bleibt, die bei jeglicher Realisierung diskursdemokratischer Überlegungen institutionell materialisiert werden müßte.

Die Entwürfe zu einer *globalen Demokratie* schließlich werden bedauerlicherweise nur ansatzweise reflektiert. Unverständlich bleibt, warum der Verweis auf entsprechende feministische Arbeiten zwar zu einer Skepsis gegenüber den Möglichkeiten einer tiefgreifenden Demokratisierung nötige, hier aber gleichwohl »kein systematisches Problem« (178) vorliege. Unzureichend konturiert bleibt aber vor allem das Problem, daß im Zuge von Prozessen der »Denationalisierung« (Zürn) oder »Globalisierung« eine transnationale Ebene von Demokratie die entscheidende Herausforderung für jeglichen Neuentwurf demokratischer Institutionen darstellt. Das systematische Erfordernis der Transnationalität radikalisiert die Problematiken von Bindung und Partizipation, direkter Beteiligung und normativer Begründung über den nationalen Kontext aller bisherigen Demokratien hinaus und verhält sich somit zu den Anforderungen an eine feministische Demokratiethorie nicht einfach additiv, sondern strukturierend.

Im Ergebnis sieht Holland-Cunz ihre Thesen – feministische Demokratietheorie soll normativ, herrschaftskritisch, bindungsorientiert, partizipatorisch, direktdemokratisch, diskursiv und radikal sein – durch die Ausformulierungen zu direkter, partizipatorischer und radikal-diskursiver Demokratie bestätigt. Überzeugend zeigt Holland-Cunz insgesamt, daß es sich lohnt, das Projekt einer feministischen Demokratietheorie voranzutreiben; sie macht auch deutlich, daß hierzu der ›male stream‹ feministisch zu beerben ist. Die Verortung der eigenen Arbeit als ›Thesen‹ ist dabei wohl durchaus als Ermunterung zu verstehen, an der Diskussion konstruktiv teilzunehmen und etwa die Frage zu vertiefen, wie demokratiethoretisch und -praktisch die Verbindungen zwischen Bindung und Autonomie gedacht und hergestellt werden können, oder auch, wie das Netz der einzelnen Anforderungen theoretisch und institutionell praktisch zu knüpfen wäre. Mit einer solchen Weiterarbeit wäre schließlich auch zu hoffen, daß mittelfristig nicht länger der Feminismus nur von einem innovativen ›male stream‹ zehrt, sondern dieser selbst feministische Ansätze aufnehmen müßte, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben.

Petra Dobner

Rezension: Michael Meuser 1998: **Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster.** Opladen: Leske + Budrich, 327 Seiten, ISBN 3-8100-2000-1, DM 38,00.

Michael Meuser legt mit dem Buch »Geschlecht und Männlichkeit« eine der bisher umfangreichsten und anspruchsvollsten Arbeiten der deutschsprachigen »MännerMännerforschung« vor. Ausgehend von der Analyse der bisherigen soziologischen Theorien zu den Kategorien Geschlecht, Mann und Männlichkeit und den Ergebnissen eines Forschungsprojektes zu kollektiven Orientierungen von Männern, entwickelt Meuser seinen »Entwurf einer soziologischen Theorie der Männlichkeit«.

Der erste Teil des Buches beinhaltet Meusers Relektüre soziologischer Theorien. Sie beginnt bei den Klassikern Georg Simmel, Emile Durkheim und Ferdinand Tönnies, führt über das Konzept der Geschlechterrolle, das vor allem mit dem Namen Talcott Parsons verbunden ist, bis zum Konzept der sozialen Konstruktion von Geschlecht in der Frauen- und Männerforschung. Den Abschluß des ersten Teils bildet Meusers Konzept des männlichen Geschlechtshabitus.

Theoretisch schließt er hier vor allem an das Habituskonzept von Pierre Bourdieu sowie Robert Connells Konzept der Hegemonialen Männlichkeit an. Dabei geht Meuser von Bourdieus Begriff des vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Habitus aus. Im Unterschied zu Bourdieu, der von einer vergeschlechtlichen und einer vergeschlechtlichten *Dimension* des Habitus spricht (Bourdieu, 1997), gibt es für Meuser pro Geschlecht nur einen Habitus: einen männlichen und einen weiblichen. Dieser kann unterschiedliche Ausdrucksformen

haben, die durch die Zugehörigkeit zu einem bestimmten sozialen Milieu, einer bestimmten Generation sowie die familiäre Situation bestimmt werden.

Der männliche Geschlechtshabitus umfaßt, »wie Mannsein in Abgrenzung von Frausein sich konstruiert (Dimension der Differenz), als auch, wie in der Herstellung der Differenz männliche Dominanz entsteht (Dimension der Ungleichheit).« (117) Dieses Dominanzverhältnis umfaßt Überordnung im Verhältnis zur Genusgruppe der Frauen und Unter- und Überordnung im Rahmen der Genusgruppe der Männer. Männlichkeit gewinnt ihre Kontur durch diese doppelte Relationalität. Das generierende Prinzip und der »Kern« (118) des männlichen Habitus ist die Hegemoniale Männlichkeit.

»Hegemoniale Männlichkeit« ist als Orientierungsmuster und kulturelles Ideal zu verstehen, das »nur von wenigen Männern in vollem Umfang realisiert werden kann, das aber von den meisten Männern gestützt wird, da es ein effektives Mittel zur Reproduktion gegebener Machtrelationen zwischen den Geschlechtern darstellt.« (102)

Im zweiten Teil des Buches untersucht Meuser wie »Geschlecht« und »Männlichkeit« von Männern diskursiviert werden. Das empirische Material bildet zum einen die mittlerweile sehr umfangreiche Männerverständigungsliteratur und zum anderen Gruppendiskussionen mit verschiedenen Männergruppen, wie Sportvereine, Herrenklubs, Männerbewegungsgruppen.

In der Männerverständigungsliteratur macht Meuser drei verschiedene Arten der Diskursivierung von »Männlichkeit« aus. Im »Defizitdiskurs« wird der Mann als

Mängelwesen konstruiert. Im Unterschied dazu wird im »Maskulismusdiskurs« die gefährdete »Männerherrlichkeit« (148) beklagt und der Machtanspruch des Mannes erneut postuliert. Vor allem aus den USA kommt der dritte Diskurs, den Meuser den »Differenzdiskurs« nennt. Die Männer sollen sich, so unter anderem der Autor Robert Bly, die prominenteste Figur dieser mythopoetischen Männerbewegung, auf die Suche nach ihrer authentischen Männlichkeit begeben. Die genannten Diskurse stehen in einer zeitlichen Abfolge. Wurde in den 70er und 80er Jahren betont, daß der Mann an einem Defizit von Gefühlen und an seiner Verdrängung der »weiblichen« Anteile leide, so steht heute die Wiederentdeckung einer genuinen Männerenergie, die den »Wilden Mann« seit jeher ausgezeichnet haben soll, im Mittelpunkt der Diskussion. Anknüpfungspunkt aller Autoren ist die These von der »Krise der Männlichkeit«. In der Untersuchung der Männergruppen geht Meuser u.a. der Frage nach, ob sich diese »Krise« auch in der Wahrnehmung von Männern selbst wiederfindet und wie Männer die seit 30 Jahren stattfindenden Veränderungen im Geschlechterverhältnis wahrnehmen und mit ihnen umgehen.

Um diese Fragen zu beantworten, wurden die kollektiven Orientierungen der Männer, die in den einzelnen Gruppendiskussionen zum Ausdruck kamen, wissenssoziologisch rekonstruiert. Es zeigte sich, daß die Gruppen auf die Ausgangsfrage: »Was heißt es, oder was bedeutet es für Sie/Euch, ein Mann zu sein?« (179), die bei vielen zunächst große Irritationen auslöste, sehr unterschiedliche Sinndimensionen entfalteten, in denen

die Geschlechtszugehörigkeit für ihr Handeln relevant ist. So war dies z.B. für jüngere Männer, die noch nicht in einer festen Partnerschaft lebten, der Bereich der Sexualität. Für Männer ab 40 Jahren, egal ob sie dem bürgerlichen Milieu oder dem Arbeitermilieu angehörten, war es der Bereich der Ehe und Familie, in der sie die »Generalverantwortlichkeit« (197) übernehmen.

Meuser kommt zu dem Ergebnis, daß die meisten Männer heute nicht mehr umhin kommen, sich mit dem feministischen Geschlechterdiskurs auseinanderzusetzen. Dies führte aber bei weitem nicht zu einer »Krise der Männlichkeit«. Diese »Krise« fand sich nur bei Männern, die sich in Männerbewegungsgruppen zusammengeschlossen haben. Es zeigte sich, daß die Suche nach Formen modernisierter Männlichkeit, der sich diese Gruppen verschrieben haben, zu einer starken Verunsicherung der Identität führte. Gleichzeitig blieben die Beziehungen zwischen den Männern und Frauen hierarchisch. Viele der Männergruppen setzten, wie dies schon bei der Männerliteratur beschrieben wurde, erneut auf Differenz und waren auf der Suche nach einer genuinen Männlichkeit.

Formen einer modernisierten Männlichkeit fand Meuser bei jungen Facharbeitern aus dem Arbeitermilieu, die zwischen 22 und 28 Jahre alt waren, mittlere und niedrige Bildungsabschlüsse besaßen und alle in Beziehungen mit berufstätigen Frauen lebten. Für diese Männer, so Meuser, sei die Geschlechterdifferenz kein Deutungsmuster mehr, sie sei für die Begründung und Deutung von Handlungen etc. irrelevant. Die eigene Position im Geschlechterverhältnis

werde im Verhältnis zu Frauen als egalitär bestimmt. Damit verbunden sei eine Distanz zum Muster Hegemonialer Männlichkeit. Das neue fundamentale Deutungsmuster, das ihre Wahrnehmung der Geschlechterwirklichkeit strukturiert und deren Bewertung zugrunde liege, sei individuelle Leistung. Die damit verbundene Desexuierung des Handelns von Männern und Frauen führe zu einem »radikalen Egalitarismus«. (S. 255)

Da die jungen Facharbeiter weder einen Unterschied zwischen Männern und Frauen konstruieren (Dimension der Differenz) noch nach dem Muster Hegemonialer Männlichkeit handeln (Dimension der Dominanz), stellte sich für Meuser die Frage, »inwieweit bei diesen Männern überhaupt von einem männlichen Geschlechtshabitus gesprochen werden kann«, ob »das Handeln dieser Männer enthabitualisiert« (261) sei.

Anstatt mit einem »enthabitualisierten Handeln« zu argumentieren, sollte m.E. die Idee Bourdieus einer vergeschlechtlichten und einer vergeschlechtlichenden Dimension des Habitus fruchtbar gemacht werden. Dieser Ansatz ermöglicht es, das permanente Reden der jungen Facharbeiter über individuelle Leistung als Vergeschlechtlichungsprozeß zu interpretieren. So ist Leistung in unserer Kultur männlich konnotiert. Indem »individuelle Leistung« das fundamentale Deutungsmuster der Facharbeiter ist, schleichen sich m.E. quasi durch die Hintertür doch wieder Hierarchisierungen der Beziehungen zwischen Frauen und Männern ein, weil Frauen oft strukturell nicht die Möglichkeiten haben, diese Leistungen zu erbringen. (Diese Interpretation

legen auch die im Buch zitierten Interviewpassagen nahe.)

Insgesamt läßt sich resümieren, daß Meuser eine interessante Arbeit zum Thema Männlichkeit vorgelegt hat. Das Buch enthält einen sehr detaillierten und gut lesbaren Überblick über soziologische Theorie und Empirie zum Thema »Männer und Männlichkeit«. Die empirische Untersuchung enthält eine Menge Stoff zum aktuellen Diskurs über Männlichkeit. Sein »Entwurf einer soziologischen Theorie der Männlichkeit« (104) wirft jedoch weitere Fragen auf. Auffällig ist, daß Meuser in diesem Zusammenhang wieder von »der Männlichkeit« spricht. Während er sonst im Anschluß an Connell von Männlichkeiten ausgeht, nimmt er in diesem Kontext eine Singularisierung vor. Dahinter steckt m.E. die Idee, daß *die* Männlichkeit ein kohärenter Erkenntnisgegenstand sein kann. Dies aber ist zu hinterfragen. Connell (1999) geht davon aus, daß nur das Geschlechterverhältnis Erkenntnisgegenstand sein kann. Seine »Gesellschaftstheorie der Geschlechterverhältnisse« (Connell 1986, 331) versteht er nicht als festgeschlossenes System im Sinne einer hegemonialen Theorie, sondern »eher (als) ein Netzwerk von Einsichten und Argumenten über Zusammenhänge.« (ebd.) Zu fragen ist, ob nicht implizit ein solcher hegemonialer Anspruch in Meusers »Entwurf einer soziologischen Theorie der Männlichkeit« liegt.

Literatur:

Bourdieu, Pierre 1997: Männliche Herrschaft. In: *Ein alltägliches Spiel, Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*. (Hg.) Dölling, Irene und Beate Kraus, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 153-217.

Connell, Bob 1986: Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse. In: *Das Argument* Heft 157, S. 330-344.

Connell, Robert W. 1999: *Der gemachte Mann*. Opladen: Leske+Budrich.

Sylka Scholz

Bisher erschienene Hefte:

Hefte 1-3/1997:

Filmfrauen — Zeitzeichen

Die ersten drei Hefte der Zeitschrift beinhalten insgesamt sechs Filmanalysen, die im Zusammenhang mit einer Ausstellung vom Filmmuseum Potsdam über die Frauenbilder ›DIVA‹, ›ARBEITERIN‹ und ›GIRLIE‹ im Film der 40er, 60er und 90er Jahre entstanden sind. Zu den Filmen, die von den Wissenschaftlerinnen der Professur für Frauenforschung analysiert wurden, gehören u.a. »Die große Liebe« mit Zarah Leander, der DDR-Film »Die Legende von Paul und Paula« und der US-amerikanische Streifen »Tank-Girl«. Neben der Rekonstruktion der jeweiligen zeitgeschichtlichen Zusammenhänge und Hintergründe für den Zeitraum der Filmproduktion geht es den Wissenschaftlerinnen vor allem darum, zu analysieren, wie in den Filmen Frauen- und Männerbilder, Vorstellungen von ›Weiblichkeit‹ und ›Männlichkeit‹ im Erzählen einer konkreten Geschichte konstruiert werden und wie damit — über die konkrete Geschichte hinausgreifend — »Zeitzeichen« konfliktärer sozialer Erfahrungen normiert und normalisiert, d.h. in eine sinnhafte Ordnung gebracht werden, die als Deutungsangebot für die ZuschauerInnen fungiert.

Heft1/1998

Biomacht — Biopolitik

Heft 1/1998 hat den thematischen Schwerpunkt »Biomacht — Biopolitik« und präsentiert Ergebnisse aus Forschungsprojekten, die in den letzten Jahren an der Professur für Frauenforschung von Irene Dölling, Daphne Hahn und Sylka Scholz realisiert wurden.

Ausgelöst durch eine Mitteilung der Gleichstellungsbeauftragten der Stadt Magdeburg, Arbeitgeber würden Frauen zwingen, sich sterilisieren zu lassen, begann Mitte 1992 eine Pressekampagne zum »Sterilisations-Skandal in Sachsen-Anhalt«, die sich bis 1994/95 mit gelegentlichen Artikeln fortsetzte. In dieser Pressenkampagne nun ging es nur am Rande um die Motive ostdeutscher Frauen, sich sterilisieren zu lassen. Die Sterilisationen waren vielmehr das Ereignis, das Diskurse auslöste, in denen es um Ordnungsvorstellungen und Normierungen weit größeren Ausmaßes für den »Osten« ging.

Im zweiten Teil des Projektes wurden die Motive ostdeutscher Frauen, sich sterilisieren zu lassen, untersucht. Die Ergebnisse zeigen zum einen, daß Medien die Wirklichkeit erst kreieren, die zu beschreiben sie vorgeben, und zum anderen, daß für ihre Konstruktionsarbeit (an Ordnungsvorstellungen) die

tatsächlichen Motive von Frauen und ihre Lebenszusammenhänge unwichtig sind.

Diese Motive, die als Ausdruck von ›Individualisierung‹ zu lesen sind, können nur auf dem Hintergrund der Geschichte der Biopolitik in der DDR angemessen interpretiert werden. Im zweiten Beitrag des Heftes rekonstruiert Daphne Hahn die wichtigsten Phasen des Wandels von restriktiven biopolitischen Regulierungsformen hin zu ›individualisierteren‹ und ›modernerem‹, die durch Gesetze, Institutionen, geschichtliche Ausgangsbedingungen und das politische Selbstverständnis der DDR sowie durch äußere Einflüsse beeinflusst und befördert wurden.

Heft2/1998

Disziplinäre Quergänge

(Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung

Heft 2/1998 hat den thematischen Schwerpunkt der Transdisziplinarität in der Frauen- und Geschlechterforschung und dokumentiert die Beiträge sowie die Diskussion eines Workshops, der im Sommersemester 1998 an der Universität Potsdam im Rahmen der Planungen zu einem Magisternebenfach »Frauen- und Geschlechterstudien« stattgefunden hat. Beiträgerinnen sind u.a. Sabine Hark, Maike Baader, Beate Neumeier, Axeli Knapp, Silke Wenk, Ulrike Teubner.

Frauen- und Geschlechterforschung hat wiederholt Interdisziplinarität reklamiert, um das Zugleich von Monotonie und Heterogenität der Reproduktion der Geschlechterhierarchie verstehen zu können. Aus den Einzeldisziplinen heraus waren Grenzgänge in andere Disziplinen geradezu notwendig, um das Dickicht der Geschlechterordnung, die Verknüpfungen zwischen symbolischen, strukturellen und individuellen Dimensionen von Geschlecht zu durchdringen. Der »Beziehungssinn« zwischen den Disziplinen wurde dabei allerdings selten gepflegt. Wie etwa die moderne Geschlechterordnung selbst zum Ordnungsprinzip und zur Modalität der Produktion wissenschaftlichen Wissens wurde, war allenfalls eine Randfrage. Der reflexive Blick auf die Prozesse der wechselseitigen Konstitution von Disziplingrenzen gerade durch interdisziplinäre Herangehensweisen blieb bisher weitgehend aus. In einer transdisziplinären Orientierung von Frauen- und Geschlechterstudien würde daher gerade die je fachspezifische Konstitution von Gegenständen, Methoden und disziplinären Grenzen sowie die durch sie bestimmten bzw. beschränkten Perspektiven zum Gegenstand, wenn es darum gehen soll, die überschneidenden Problemfelder, die sich aus der Perspektive der Geschlechterdifferenz als relevant erweisen, zwischen den Disziplinen zu bearbeiten. In einer transdisziplinären Perspektive also stünden die Disziplingrenzen selbst zur Disposition, Teil der Lehr- und Forschungspraxis wäre die Frage, wie

verschiedene disziplinäre Zugänge die Objekte des Wissens konstruieren und was das für die möglichen Erkenntnisse bedeutet.

Über den Verein

POTSDAMER STUDIEN ZUR FRAUEN- UND GESCHLECHTERFORSCHUNG

Am 30.04.98 wurde in Potsdam der Verein »Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung« gegründet.

Zweck des Vereins ist die Förderung und Popularisierung von interdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Potsdam. Darüber hinaus soll der Verein der Vernetzung von den an Frauen- und Geschlechterforschung interessierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und der Kooperation mit außeruniversitären und außerwissenschaftlichen Einrichtungen — insbesondere in der Region Berlin-Brandenburg — dienen. Ein weiterer Zweck ist die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses.

Im Einzelnen ergeben sich daraus folgende Aufgaben:

- Der Verein bietet die Möglichkeit der Publikation von Forschungsarbeiten.
- Der Verein gibt die Zeitschrift *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* heraus und kann darüber hinaus weitere wissenschaftliche Publikationen edieren.
- Der Verein möchte geeignete Diskussionsforen verschiedenster Ansätze der Frauen- und Geschlechterforschung eröffnen. Zu diesem Zweck kann der Verein Tagungen, Workshops und Vortragsveranstaltungen organisieren.

Der jährliche Beitrag der Mitglieder des Vereins beträgt DM 30,00. Für Studierende, Rentner/innen, Vorruheständler/innen und Erwerbslose beträgt der Beitrag DM 10,00. Der Mitgliedsbeitrag beinhaltet ein Jahresabonnement der Zeitschrift *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*.

POTSDAMER STUDIEN ZUR FRAUEN- UND GESCHLECHTERFORSCHUNG

Beitritts- bzw. Abonnementserklärung

- Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum Verein.
(Eine Bestätigung und weitere Informationen gehen Ihnen in Kürze zu)

- Ich abonniere die Zeitschrift *Potsdamer Studien zur Frauen und
Geschlechterforschung*.
(jährlicher Preis: DM 10,00 incl. Versandkosten, gegen Rechnung)

Name, Vorname

Straße/Hausnummer

Postleitzahl/Wohnort

Beruf

Ort/Datum

Bitte senden an: Universität Potsdam
 WISO-Fakultät
 Professur für Frauenforschung
 Postfach 900327
 14439 Potsdam